

## KAPITEL 1

### Angelo

Die Kette rasselt.

Ich wurde in dem Bewusstsein erzogen, dass eine schnelle Kugel im richtigen Moment – auch wenn es sich für das Zielobjekt wie der falsche Moment anfühlt – eine Gnade ist. Es fühlt sich dann wie der falsche Moment an, wenn man dem Opfer Zeit für einen zweiten Gedanken lässt. Wer Vendetta im Hinterkopf hat, wenn er die Kugel abgibt, sorgt dafür, dass das Opfer einen letzten Gedanken hat. Vielleicht auch zwei oder drei. Wer Vendetta im Hinterkopf hat, wenn er feuert, will sich für die Ewigkeit in den Kopf einbrennen, ehe er die Hirnmasse auf dem Bürgersteig verteilt. Wie oft hatte ich Vendetta im Kopf, als ich abdrückte? Das Klirren der Kette, das mich in diesem Raum voll gleißenden Lichts wach hält, macht es unmöglich, klare Gedanken zu fassen. Vendetta. Das Wort surrt durch meine Gedanken. Ich stelle mir vor, wie ich dem Schatten, der vor mir hin und her wabert, das Gehirn aus dem Kopf schießen werde, sodass es sich auf dem Gehweg verteilt.

Meine Schultern schmerzen. Die Arme über den Kopf gefesselt, schwebe ich über dem Boden. Als der Handlanger des Schattens, der Haare hat wie ein Flammenmeer, an der Winde dreht, um die Kette noch weiter über die Rolle zu ziehen, brülle ich auf. Ich habe mir geschworen, nicht zu brüllen, aber Scheiß drauf. Außer dem Schatten hören mich nur seine Folterknechte. Die werde ich noch vor dem Schatten über den Haufen schießen. Keiner wird es wissen. Keiner wird wissen, dass ich gebrüllt habe wie ein Baby.

Denn der Schatten, der Patrick O'Brien heißt und mir seit Jahren die Geschäfte vermiest, wird den Teufel tun und irgendjemandem sagen, was er mit mir hier unten gemacht hat. Einen gemachten Mann foltert man nicht, ohne dass es denjenigen zu Ohren kommt, die diesem Mann die Treue geschworen haben.

Ich weiß nicht mehr, wo hier unten ist. Ich weiß gar nichts mehr. Ich balle die Hände zu Fäusten, ignoriere die Art und Weise, wie die Handschellen nicht nur meine Zirkulation, sondern auch die Sehnen zusammenschnüren, dass es brennt wie die Hölle, wenn ich die Finger zu Fäusten balle. Ich stelle mir vor, wie sich der glatte Stahl einer Heckler & Koch an meinen Fingern anfühlen würde. Stelle mir den Ruck des Rückstoßes vor, wenn die Kugel aus dem Lauf fliegt. Das linke Auge. Ich werde auf das linke Auge zielen.

Ich brülle erneut.

„Nur der Name“, sagt Patrick O'Brien, der so stolz auf seine Abstammung ist, dass er im breitesten irischen Akzent spricht, den man sich in Amerika vorstellen kann. Ich bezweifle, dass er jemals seinen Fuß in Dublin oder Galway auf den Asphalt gesetzt hat. Aber das ist jetzt auch egal.

„Der Name, Junge, dann lasse ich dich gehen.“

Ich verschlucke mich an meinem Lachen. Das Husten, das folgt, erschüttert meine Schultern, die sich innerhalb der nächsten zwei Minuten in Wohlgefallen auflösen werden. Er kann mich nicht gehen lassen, Name oder nicht. Weil wir das beide wissen, wird er den Teufel von mir erfahren.

Der Schatten gibt ein Zeichen. Das Licht wird gedimmt. Ich blinzle und muss mir auf die Zunge beißen, um das erleichterte Stöhnen zu unterdrücken. Patrick, dessen Formen sich jetzt deutlicher herauschälen und Farbe bekommen, geht ein paar Schritte nach links, dann nach rechts, das Kinn in der Hand.

„Ich habe wirklich geglaubt, dass du es bist, Rossi. Ich war verdammt sicher. Meine Leute waren sicher. Du bist ein verfluchter Prinz. Wer, wenn nicht du? Wie hätte ich ahnen sollen, dass dir deine eigenen Leute so wenig trauen wie ich?“

Er hat keine Ahnung, wie die Hierarchie in unserer Organisation funktioniert, und ich habe andere Sorgen, als es ihm zu erklären. „Das Blut des Heiligen.“ Ich krächze, weil meine Stimmbänder vom tagelangen Brüllen wund sind. „Die Phiole hat keinen Wert für dich.“

„Ja, richtig.“ Ein Lächeln klingt durch Patricks Stimme. „Die Phiole. Hätte ich die nicht an dir gefunden, hättest du dich vermutlich erschießen lassen, obwohl du gar nicht der bist, für den ich dich gehalten habe. Ich meine ...“ Er spricht gedehnt, als säße er in einem Pub beim Guinness, nicht hier unten in der nassen Kälte eines Verlieses, das an die Medici im Mittelalter erinnert, nicht an Philadelphia anno 2015. „Verdient hast du es so oder so, dass ich dich verrecken lasse. Da sind wir uns einig. Oder muss ich dir erst den Namen jedes meiner Männer sagen, den du auf dem Gewissen hast?“

Ich spanne die Arme an. Sehnen, Muskeln, alles brennt. Ich spüre Stahl an meinen Fingern, keine Heckler & Koch, sondern die verdammte Kette. Meine Gedanken gehen Zickzack. Wenn er ein bisschen näher kommt, kann ich mich an der Kette hochhängeln, die Beine in Richtung Bauch ziehen, Schwung holen und ihm in die Eier treten, dass sein irischer Akzent zu einer Mädchenstimme gehören wird. Die Vorstellung weckt ein paar meiner Lebensgeister. Aber leider weiß er genau, was passieren wird, wenn er mir zu nahe kommt, und bleibt weg. Die Winde knarrt. Die Kette verkürzt sich noch weiter. Ich heule auf.

Raus. Ich muss hier raus. Ich werde hier, verdammt nochmal, rauskommen. Irgendwie. Immer wieder wiederhole ich still den Schwur. Rauskommen. Rache nehmen. Rache, Rache, Rache. Vendetta. Ich hab keine Ahnung wie, aber ich werde hier rauskommen. O'Brien hat seine Beziehungen spielen lassen und herausgefunden, mit welchem Flug ich aus Neapel zurückgekommen bin. Der irische Hund hat einen einzigen Moment der Unachtsamkeit ausgenutzt. Wie ein Amateur bin ich ihm in die Arme gelaufen. Nach zwei Tagen in diesem Rattenloch hatte ich beschlossen zu akzeptieren, dass meine Zeit hier unten die gerechte Strafe für meine eigene Dummheit ist. Hinterher, wenn ich einen Weg raus gefunden habe, werde ich ihm die Eier abschneiden und sie ihm zu Fressen geben.

Das ist vier Tage her. Mindestens. Es ist schwer zu sagen, unter der Erde, mit nichts als einer gleißenden Baustellenlampe als Gesellschaft.

„Nur der Name“, lockt Paddy. Aus einer Wunde an meinem Handgelenk läuft Blut über meine Unterarme.

Er kann sich den verfluchten Namen dorthin stecken, wo die Sonne nicht scheint. Ich spucke ihm ins Gesicht, treffe sein linkes Auge. Ich mache mir nicht einmal Mühe, mir das Grinsen zu verkneifen. Zielübungen. Genau dort wird die Kugel einschlagen. Er wird noch Zeit für jede Menge letzter Gedanken haben. Vielleicht werde ich ihm das Herz mit der Phiole aus der Brust holen. Aufschneiden, mit dem schmalen, grazen Hals des uralten gläsernen Flakons durch das Gewirr aus irischgrün leuchtenden Venen nach seinem Herzen graben, es herausschneiden. Geht das überhaupt? Es ist egal. Alles ist egal.

Alles, bis auf die verdammte Phiole.

Als der Handlanger die Winde loslässt, erfüllt unheiliges Geschepper und Gedröhn den unterirdischen Raum. Ich habe keine Zeit für einen letzten Gedanken. Mein Körper kracht auf den Betonboden, Schmerz nimmt mir die Sicht, brüllt durch jede einzelne Sehne meines Körpers. Im Kreischen des Schmerzes höre ich das Knacken in meinem Knie, als ich mit meinem ganzen Gewicht darauf stürze und es auseinanderspringt.

„Fick dich, Rossi“, sagt O'Brien, als das Schmerzrauschen in meinen Ohren nachlässt, in einem Ton, als würde er Shepherds Pie mit extra Kartoffelbrei bestellen.

„Ich werde dich zertreten, du wertloses Stück Scheiße. Ich finde raus, wer es ist, ich werde ihn schlachten und danach dich. Du darfst es noch erleben. Und dein heiliges Blut? Die scheiß Phiole? Vergiss sie. Das Ding ist viel wert. Hat mir ein hübsches Sümmchen gebracht. Freu dich für mich. Du brauchst sie nicht mehr.“

Ich rolle mich um den Schmerz in meinem Knie zusammen und ignoriere das Brennen meiner Schultern.

Im Leben nicht hätte ich, ein Mann, der ohne mit der Wimper zu zucken jeden anderen Mann so lange verprügeln kann, bis der seinen letzten Atemzug tut, mir vorstellen können, dass Orte wie dieser unter Philadelphia existieren. Patrick O'Brien hat mehr Fantasie, als ich es mir ausmalen konnte.

Fast möchte ich ihn dafür bewundern. Ich glaube an die schnelle Kugel in den Kopf. Ich glaube an die Macht der letzten Gedanken, an die Ewigkeit in verspritzter Hirnmasse, die irgendwelche namenlosen Cops vom Kopfsteinpflaster kratzen, um sie auf Hinweise auf die Todesursache untersuchen zu lassen. Amateure. Glauben so sehr an das Gute. Das Gute ist schon lange tot.

Was bleibt, ist Patrick O'Briens Fantasie. Seine Bereitschaft, seine Gegner in einem unterirdischen Verlies mit einer Kette an einer Winde über einer Rolle und einem gesichtslosen Handlanger, der die Kurbel dreht, zu brechen.

## Cara

Die Braut hasst die Hochzeit. Sie verrät sich durch die Art, wie sie ihre Finger knetet, wie sie immer wieder nach ihren Freundinnen Ausschau hält, wie ihr Lächeln verrutscht, sobald sie denkt, nicht beobachtet zu werden. Es ist ihr Glück, dass ohnehin kaum jemand sie beachtet. Sie ist klein und zierlich, die roten Haare zu romantischen Locken auf dem Kopf hochgesteckt. Bunte Wiesenblumen krönen das Kunstwerk. Spitze und weiße Seide umhüllen ihren schmalen Körper. Der Bräutigam kümmert sich so wenig um sie wie die Gäste. Er steht mit seinen Freunden an der Gartenbar und trinkt ein Guinness nach dem anderen. In den Brautmagazinen, die ich in den letzten fünf Monaten mit Deirdre gewälzt habe, steht geschrieben, dass die weißen Roben der Bräute früher Jungfräulichkeit symbolisieren sollten. Ich glaube eher, sie sollen sie aussehen lassen wie ein Opferlamm. Jung, rein. Hübsch hergerichtet. Bereit, geschlachtet zu werden. Auf dem Bett im opulentesten Zimmer der Beaver Valley Farm, dessen Einsegnung durch Pater Michael wir heute Vormittag alle beobachten durften, während Deirdre von einem ganzen Team Stylisten fertiggemacht wurde.

Ich nehme einen Schluck von meinem Chardonnay und trete auf die Terrasse des Anwesens. Ich habe Deirdre gebeten, mich nicht zu einer ihrer Brautjungfern zu machen, weil ich diese Ehe nicht gutheiße. Wenigstens laufe ich nicht wie eines dieser himmelblauen Baisertörtchen herum, sondern kann mein eigenes Kleid tragen. Schwarzer Seidentaft, hauteng geschnitten, mit aufgenähten Rosenranken aus blutroter Seide. Dad behauptet, es sei ein Kleid für eine Trauerfeier. Er hat seltsame Vorstellungen von Trauerfeiern.

Ich vermisse Shane. Das ist selten und verwirrt mich ein wenig, aber vielleicht liegt es am Wein, oder daran, dass Hochzeiten, ganz egal, was für eine Farce sie auch sein mögen, grundsätzlich eine schrecklich romantische Angelegenheit sind. Alle reden über Liebe und Treue und Zukunft. Ich wünsche mir eine Zukunft, eine normale Zukunft. Auch wenn sich der Begriff Liebe in Zusammenhang mit Shane Murphy immer noch falsch anfühlt, ist er meine beste Chance, diese zu bekommen.

Aber natürlich gehört Superintendent Shane Murphy nicht auf diese Feier. Zu viele Fragen, die das aufwerfen würde. In der Beziehung war Daddy rigoros. Ich blicke auf die unzähligen Lichter, gemalt von farbigen Lampions ins Blätterwerk der Eichen. Durch die weit geöffneten Flügeltüren des alten Farmhauses strömt fröhliche, irische Tanzmusik. Plötzlich halte ich es nicht mehr aus. Als Kinder waren wir oft hier. Deirdre und ich sind wie Schwestern aufgewachsen, obwohl wir nur Cousinen sind. Während die Männer im Inneren des Hauses Geschäfte gemacht haben und die Frauen sich im Spa des Anwesens verwöhnen ließen, sind wir Kinder über das Gelände gestromert, sind in der Scheune von einem Deckenbalken ins Heu gesprungen, haben Verstecken gespielt und Räuber und Gendarm. Wir Mädchen mussten immer die Gendarmen spielen. So klein, wie wir waren, hatten wir schon verstanden, dass in unserer Welt die Polizisten die Bösen sind. Männer wie Shane Murphy, mit dem ich seit einigen Monaten verlobt bin. Für wen das schizophoren klingt, dem kann ich nur zustimmen. Herzlich Willkommen in meiner Welt.

Je weiter ich mich von der Feier entferne, desto mehr Erinnerungen prasseln auf mich ein. Die Farm wird seit Jahrzehnten nicht mehr als solche bewirtschaftet. Seit mein Vater sie gekauft hat, als Versammlungsstätte, als Hotel für angesehene Gäste von außerhalb, Hochzeitslokation und andere Zwecke, von denen ich nichts weiß. Die Wahrheit ist, ich will es nicht zu genau wissen. Ich habe meinen Weg gewählt, abseits der Welt der O'Briens, und ich bin Daddy dankbar, dass er mir diese Entscheidung zugesteht. Hätte er das nicht getan, wäre längst ich diejenige gewesen, die in ein Opferlammkleid gehüllt inmitten von hundertachtzig Gästen auf ihre Schlachtung warten muss.

Meine Zehen drücken in den spitzen Riemchenpumps und ich ziehe sie aus. Die Kieselsteine auf dem Weg in die alte Scheune pieken in meine Fußsohlen, aber schlimmer als das Gestöckel ist das auch nicht. Die Nachtluft duftet nach nassem Laub und feuchter Erde. Ich lehne mich an einen der dicken Eichenstämme, atme tief ein. Wenn ich zu lange weg bleibe, wird Daddy einen Bodyguard schicken, um mich zu suchen. Der einzige Grund, warum er mir heute einen Schatten erspart, ist, dass wir hier sicher sind. Niemand, der nicht in unsere Welt gehört, würde auch nur einen großen Zeh auf das Gelände setzen.

Ein Geräusch lässt mich aufhorchen. Etwas, das anders klingt als das Rascheln der Blätter und das leise Wispern des Windes. Ein tiefes Keuchen, halb Bellen, halb Husten. Ein Liebespaar, das diesen Ort für ein heimliches Stelldichein nutzt? Ich habe bereits ein Glas Wein zu viel. Das ist die einzige Entschuldigung dafür, dass ich nicht mache, was das einzig Vernünftige in dieser Situation wäre, und die Turteltauben ihrer Zweisamkeit überlasse.

Ich umründe das alte Backsteinhaus, suche nach einer offenen Tür. Als Kinder haben wir die Geschichten gehört, dass die Scheune früher, zu Zeiten der Prohibition, ein Schmuggeldepot war. Durch die Geheimgänge unter der Scheune haben unsere Vorfahren Schnaps und Whiskey von hier in die Stadt verschoben. Zig Mal haben wir die Scheune durchforstet, bis wir den versteckten Eingang in die halb verfallenen Tunnel gefunden haben. Es ist so lange her, aber das Stöhnen des Liebespaars hat die Zeit verschlungen. Mit einem Mal ist meine Imagination wieder genauso lebendig wie die eines Kindes. Was, wenn es immer noch so ist? Was, wenn hier, nur ein paar Schritte von Deirdres Hochzeit entfernt, eine zweite Feier stattfindet? Zu schmuggeln gibt es immer etwas. Und wenn ein Schmuggel gelingt, gibt es was zu feiern.

Die Tür zur Scheune ist unverschlossen. Vorsichtig schiebe ich sie auf. Kein Knarzen, kein Quietschen. Dafür noch einmal das Geräusch, das mich hierhergelockt hat. Es kommt von weit entfernt in den Tiefen der Scheune.

„Hallo?“, frage ich in die Dunkelheit. Halb kichernd, halb wispernd, weil ich mir auf einmal nicht mehr sicher bin, ob ich wirklich hier sein sollte.

Keine Antwort. Ich dringe tiefer in die Hütte. Nach einer Weile gewöhnen sich meine Augen an die Finsternis. Das Innere sieht noch genauso aus wie in meiner Erinnerung. Abgewetzte Couchen, Sessel mit angekohlten Armlehnen, ein kalter Kamin. Holzwurmzerfressene Dielen. Ich finde die Klappe im Boden, als ich über die Bretter taste. Die Scharniere, in denen die Klappe hängt, sind feucht. Ich reibe meine Finger aneinander. Frisch geölt. Warum? Als ich ziehe, öffnet sich die Falltür ohne ein Geräusch. Darunter herrscht Schwärze. Es ist der Zugang zum Keller. Auf halbem Weg die wurmstichige Leiter hinunter höre ich es wieder. Dieses Geräusch, und diesmal bin ich mir sicher, dass es ein Husten ist. Ein menschliches Husten, und es kommt aus dem Keller. In der Luft hängt ein Geruch wie von rostigem Eisen. Mein Herz stockt, dann beginnt es zu rasen. Vollkommene Dunkelheit hüllt mich ein. Das ist kein heimliches Liebespaar. Das ist auch kein Tier, das sich in die Scheune verirrt hat, durch die Klappe in den Keller stürzte und jetzt qualvoll verendet. Tausend Gedanken schießen mir in den Kopf. Ich könnte Shane anrufen. Shane würde wissen, was zu tun ist. Er könnte helfen. Aber eine Sache hat sich nicht verändert, seit wir in dieser Scheune Räuber und Gendarm gespielt haben. Die Polizisten sind immer noch die Bösen.

So schnell es mir die Dunkelheit erlaubt, taste ich mich vorwärts. Unter meinen Fingern löst sich rauer Putz. Schritt für Schritt an die Wand gepresst, lausche ich, doch das Geräusch ist nicht mehr da. Ich muss es mir eingebildet haben. Das ist die einfachste Erklärung. Die gesündeste. Ich kann auf die Feier zurückgehen und weiter zusehen, wie Deirdre an einen Geschäftsfreund von Onkel Brian verhökert wird, den sie erst vier Mal in ihrem Leben gesehen hat, der fast zwanzig Jahre älter ist als sie und es vorzieht, sich zu betrinken, statt ihr wenigstens ein paar Stunden lang das Gefühl zu geben, wichtig zu sein.

Aber ich kann nicht. Alle Vernunft, jeder Instinkt sagt mir, dass ich umkehren sollte, aber ich kann einfach nicht. Und dann sehe ich das Licht. Nur ein winziger Streifen Licht, der durch einen Spalt in der Wand fällt. In meinem Kopf wirbeln die Gedanken, zu schnell, um noch einen einzigen zu fassen. Eine hölzerne Tür. Dort, hinter dem alten Ofen, beginnt hinter einer niedrigen Tür der Geheimgang.

Ich stürze auf das Licht zu, greife in die Aussparung hinter dem Ofen. Meine Hand findet den Hebel, als wäre es gestern gewesen, dass ich ihn das erste Mal gefunden habe, nicht vor fünfzehn Jahren. Die Geheimtür öffnet sich. Plötzlich stehe ich in gleißendem Licht. Für die Dauer mehrerer Herzschräge kann ich nichts erkennen, schwanke, dann gewöhnen sich meine Augen an die Helligkeit und ich kann weitergehen. Hinein in den geheimen Gang.

Nach drei Schritten erkenne ich das volle Ausmaß. Es ist ein Bild wie aus einem Horrorfilm. Hinter dem schmalen, leicht abschüssigen Durchgang öffnet sich der Blick in eine kleine Halle. Als ich das letzte Mal hier gewesen bin, als Kind, standen leere Whiskeyfässer und altersdunkel verfärbte Holzkisten entlang der Wände gestapelt, als seien die Schmuggler gerade erst verschwunden. Die Fässer und fast alle Kisten sind fort. Der Staub auf dem steinernen Boden ist von unzähligen Fußspuren verwischt und verwirbelt. Die Luft ist dick von dem metallischen Geruch, aber jetzt erkenne ich, dass er nicht von rostigem Eisen kommt. Es riecht nach Blut. Ein auf die Wand gerichteter Standstrahler ist die Quelle des Lichts. Die Wand ist so weiß, als wäre erst gestern ein Maler mit dem Pinsel darüber gegangen, was den Effekt des brutalen Lichtes noch verstärkt. Im Kegel des Lichts, die Arme in unmöglichem Winkel über dem Kopf an Ringe in der Decke gefesselt, liegt ein Mann auf dem Boden. Sein Kopf ist auf seine Brust gesunken, sein Oberkörper nackt und von

zahlreichen Hämatomen und Schnitten übersät. Seine Schultern sind so verdreht, dass er keine Bewegung machen kann, ohne dass es wehtun muss. Als er sich ein wenig bewegt, stöhnt er, dann hustet er. Die Kette, die seine Arme hochhält, rasselt leise. Sein rechtes Knie liegt seltsam halb unter seinem Körper verdreht, schwarz geschwollen und mindestens dreimal so dick, wie es sein sollte.

Bevor mein Verstand wieder einsetzt, bin ich bei ihm.

„Hallo“, sage ich, greife in seine Haare und hebe seinen Kopf an. Mehr Blutergüsse, mehr Schnitte. Meine Finger werden feucht, aber ich rede mir ein, dass es Schweiß ist, der aus seinen Haaren sickert, nicht Blut, das an meinen Händen kleben bleibt.

„Sind Sie wach? Wachen Sie auf. Wie heißen Sie? Ich helfe Ihnen.“ Meine Stimme hallt von den nackten Wänden wider, klingt verzerrt und falsch. Daddy, du Schwein. Wie eine Sternschnuppe flammt der Gedanke in meinem Kopf auf und verlischt sofort wieder. Er weiß davon nichts. Er kann davon nichts wissen. Nach allem, was ich weiß, hat Patrick O'Brien diese Scheune nie betreten. Mit jeder Sekunde erkenne ich weitere Grausamkeiten. Die Augenlider des fremden Mannes sind mit groben Stichen an die Brauen genäht, sodass er nicht blinzeln kann. Seine Lippen sind geschwollen und aufgesprungen. In den Rissen hat sich Blut gesammelt und ist zu schwarzen Klumpen getrocknet. Dem Bart nach zu urteilen, der dicht und schwarz über Wangen und Kinn wuchert, ist er nicht erst seit gestern oder vorgestern hier unten.

Unter einem grauen Schleier suchen seine Augen nach etwas, sein Blick irrt ziellos durch den Raum. Seine Augen sind dunkel, fast schwarz.

„Das Licht ...“ Obwohl es nur ein Krächzen ist, höre ich einen Akzent in seinen Worten, den ich nicht gleich zuordnen kann. „Bitte ... kein Licht.“

Angelo

Lucciola lucciola, gialla gialla  
metti la briglia alla cavalla  
che la vuole il figlio del re  
lucciola lucciola vieni con me.

Die Worte kommen und gehen. Sie sind in meinem Kopf, wo sonst gar nichts mehr ist. Glühwürmchen, Glühwürmchen. Was soll das Glühwürmchen tun? Ich rolle mich zusammen. Wenn ich an nichts denke, spüre ich das Knie nicht. La Lucciola tobt und schreit in meinem Knie.

Meine Lider flattern, als ich eine Berührung an der Schulter spüre. Ich will zurückweichen, aber mein Körper gehört mir nicht mehr. Paddy O'Brien hat meinen Körper zerbrochen. Das Licht. Überall ist Licht. Ich kann La Lucciola nicht mehr sehen. War sie jemals hier?

Eine Stimme. Eine Frauenstimme. Weit weg. Nah an meinem Ohr. Wie unter Wasser. Ich versuche zu fokussieren. Das Licht brennt mir die Augen aus dem Gesicht.

La Lucciola ist gekommen. Mein Glühwürmchen. Sie hat Haare wie in dem Lied. Gialla gialla, leuchtend gelb. Sie hat Augen wie das Meer vor San Pasquale, wo ich einmal sehr glücklich gewesen bin. Grün in Ufernähe, von den Algen. Strahlend blau, je weiter hinaus man blickt. Ihre Hände sind weich. Ihre Stimme klingt weit, weit weg. Wie eine Meerjungfrau, die unter Wasser redet. Mein Kopf sackt zurück. Ihre Finger berühren meine Handgelenke, die in hartem, kaltem Stahl stecken. Sie greift danach, ruckt daran. Ich stöhne. Sie soll das nicht tun, es tut in meinen

verdrehten Schultern weh.

„La luce.“ Meine Stimme ist zu leise. Sie kann mich nicht verstehen. Wir sind nicht in San Pasquale. Wir sind ... wo sind wir? Ihre Stimme spricht Englisch. „Das Licht“, flüstere ich. „Kein Licht.“

„Das Licht stört Sie?“, fragt sie nach, und mein Blick wird klarer. Aber sie bleibt da. Leuchtend gelbe Haare, la Lucciola. Sie bleibt da. Sie geht weg. Ich will nach ihr greifen, aber meine Hände hängen in den eisernen Schellen. Ich will sie bitten, bei mir zu bleiben. Nicht einmal Patrick O'Brien wird mich anrühren, wenn la Lucciola bei mir Wache hält.

Schlagartig komme ich zu mir. Patrick O'Brien. Ich bin hier wegen Patrick O'Brien, und ich habe das Blut des Heiligen Lukas verloren. Patrick O'Brien hat es zu Geld gemacht. Ich habe Feinde auf allen Seiten. La Lucciola rumort hinter dem Scheinwerfer, der Lärm beißt mir in die Ohren. Dann verlischt das Licht. Schwärze.

„Tut mir leid“, sagt sie. „Moment.“ Dann flammt der Scheinwerfer wieder auf, aber nur ganz schwach, sodass ich sehen kann, wie sie zu mir zurückkommt. Sie geht wie eine Fee. Sie geht nicht, sie schwebt. Eine Fee. Ihre gelben Haare sind ein Heiligenschein. Glühwürmchen. Der Sohn des Königs ist bereit, davonzureiten. Sie sagt etwas, ich kann es nicht verstehen, in meinen Ohren rauscht das Meer von San Pasquale.

Sie wedelt eine Hand vor meinen Augen. Ihre Stimme kommt näher. Ich möchte die Augen schließen. Schlafen. Schlafen. „Hören Sie mich?“

Ich nicke. Wieder greift sie nach meinen Händen in den Schellen. Ihre Hand bleibt an meinem Arm kleben, der braunrot ist von halb trockenem Blut. Ich will sie bitten, nicht wegzugehen. Ich will sie bitten, mir die Augen zu schließen. Ich flüstere: „Lucciola lucciola, vieni con me.“ Glühwürmchen, komm mit mir.

„Ich kann Sie nicht verstehen“, sagt sie. „Scheiße, wie bekomme ich jetzt diese blöden Handschellen auf?“

Der Traum zerplatzt wie eine Seifenblase. So habe ich mir die Sprache von la Lucciola als Kind nicht vorgestellt. Ich bin kein Kind mehr. Ich hocke in einem Raum irgendwo in der Unterwelt von Philadelphia, und ein Mädchen, das hier nicht sein dürfte, ruckelt an der Kette, die meine Arme über den Kopf zieht. Die Bewegung erschüttert meine zertrümmerten Schultern, aber ich unterdrücke das Stöhnen. Sie ist hier, um mir zu helfen.

Warum? Wer ist sie?

Ich glaube, sie schon einmal gesehen zu haben. Doch ich kann mich nicht erinnern. Meine Augen brennen immer noch. Das Licht, das vorhin zu grell war, ist jetzt zu schwach, um etwas anderes zu erkennen als ihre leuchtend hellen Haare. Und die Blumen auf ihrem Kleid, blutrote Rosenranken. Ihr Duft streift mich. Sauber, nach frisch geschnittenem Gras und Seife. Ich wünschte, ich könnte die Augen schließen.

„La Lucciola.“ Meine Stimme ist nicht mehr als ein Flüstern. Sie lässt von der Kette ab und hockt sich zu mir. So dicht, dass ich sie nur verschwommen sehe. Meine Augen tränen. Es brennt. „Die Augen“, sage ich.

Ihre Fingerspitzen tasten über meine Lider. Ich kann es genau fühlen, es sind in jedem Lid drei Stiche, die es nach oben ziehen. Es ist die Hölle. Ich nicke sie an. Ich kann ihr Gesicht kaum erkennen, aber ich sehe den Horror, der ihre Augen verdunkelt.

„Das kann ich nicht.“ Ihre Stimme bricht.

„Du musst, Lucciola“, erwidere ich krächzend. „Es macht mich verrückt.“

„Lucciola“, wiederholt sie, ihre Zunge scheint das Wort zu testen. „Was heißt das?“ Ich muss nachdenken. Es fällt mir nicht sofort ein. „Glühwürmchen“, sage ich dann.

Die Vorstellung, was das Mädchen gleich tun muss, um mir Linderung zu verschaffen, lässt mich schauern. Aber noch schlimmer ist die Vorstellung, dass sie es nicht tut. Sie wird die Handschellen nicht aufbekommen. Ich kann es nicht allein tun.

Ist ihr Gesicht feucht? Ich möchte mir die Augen reiben, um sie besser sehen zu können. Ich kann gar nichts tun. Meine Verzweiflung wächst.

„Ich kann das nicht“, wiederholt sie, hebt eine Hand, berührt mein linkes Augenlid, weit aufgesperrt über dem Augapfel, und sie zieht schluchzend die Hand zurück.

„Wer hat das getan?“

„Tu es, Lucciola“, sage ich. „Ich flehe dich an.“

„Ich brauche eine Schere ...“

Es gibt hier unten keine Schere. Das wissen wir beide. Sie steht auf. Umfasst mit einer Hand meinen Kopf, zieht mein Ohr an ihren weichen Bauch unter dem duftenden Seidenkleid. Ihre Finger tasten über meine Stirn, tasten nach dem Augenlid. Ihr Schluchzen verstärkt sich, ihre Hand zittert, ihr Bauch unter meiner Wange bebt. Ihre Finger finden, was sie suchen, einen der groben Stiche. Tasten. Greifen. Sie hat lange Fingernägel. Sie zieht. Der Schmerz ist die Hölle. Und doch ist es nichts gegen das, was sich in meinem Knie abspielt. Der Schmerz lenkt mich für einen Moment ab von dem Stechen im Kopf, das mich seit Tagen quält, weil sie mir nicht genug zu trinken bringen.

Ein Ziehen. Der erste Stich zerreißt die Haut. Es wird verheilen. Es ist nicht für immer. Ich presse meine Wange in den weichen Bauch, als sie auch die anderen beiden Stiche löst, mit langen Nägeln und zitternden Fingern. Endlich, endlich kann ich mein linkes Auge schließen. Die Tränen, die mir übers Gesicht rinnen, sind pure Erleichterung. La Lucciola kniet sich zu mir, betastet meine Wangen, sieht mir ins rechte Auge, denn ich werde das linke mindestens sechs Tage lang nicht mehr öffnen.

„Alles in Ordnung?“

„Mach weiter“, bitte ich sie.

Sie ist mutig. Sie ist stark. Sie wiederholt, was sie getan hat, an meinem rechten Auge. Es geht schneller, tut nicht mehr so weh, sie hat nicht mehr solche Angst davor. Mein Kopf sackt zurück, als ich beide Augen schließen kann. Sofort lässt der Kopfschmerz nach.

„Grazie“, flüstere ich. Lucciola, lucciola, metti la briglia alla cavalla. Wie ist die Übersetzung? Zäume das Pferdchen auf. Der Sohn des Königs ist bereit, davonzureiten. Flieg mit mir, Lucciola. Ich wünschte, ich könnte meine Arme um sie legen. Mit ihr davonfliegen.

Sie blickt nach oben, als ich die Augen aufblinzele.

„Gib mir Wasser“, bitte ich sie.

Sie sieht sich um. In einer Ecke, da, wo ich sie sehen kann, stehen Wasserflaschen. In den Stunden und Stunden, die ich allein hier unten bin, starre ich diese Flaschen an, halb wahnsinnig vor Durst. Sie steht auf, geht hinüber, holt eine. Schraubt sie auf und setzt sie mir an die Lippen. Ich warte darauf, dass Blut von meinen Lidern in meine Augen rinnt, aber da blutet nichts. Ich möchte la Lucciola anfassen. Wieder blickt sie nach oben, dann auf mein zerstörtes Knie.

„Wenn ich die Handschellen aufbekomme, kannst du dann hier raus?“, fragt sie mich nachdenklich.

„Aufmachen?“ Gierig trinke ich mehr Wasser. Vielleicht werde ich mir vor ihren Augen die Beine beissen, aber es ist mir egal. Ich kann nicht genug bekommen. Sie holt eine weitere Flasche. Warum kommt niemand? Wann waren sie zum letzten Mal hier? Ist es Stunden her? Tage? Meine Gedanken, die so lange so träge waren,

gelähmt von Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und Qual, rennen davon, als das Wasser mein System flutet und die Lebensgeister zurückbringt. Kann la Lucciola vorangehen und mich mit sich ziehen? Vieni con me.

„Aufmachen“, wiederholt sie. Sie hat etwas in der Hand. Ich kann es nicht erkennen, alles ist verschwommen im Halbdunkel. „Es sind alte Handschellen. Haben die die hier gefunden? Das war mal ein Schmugglerstützpunkt“, erklärt sie mir und steht auf. „Vor hundert Jahren oder so. Vielleicht sind die Schellen genau so alt. Vielleicht kann ich sie knacken.“

Wer bist du?, will ich sie fragen. Wer ist dieses Mädchen, das mir die Lider von der Stirn abreißt und behauptet, es könne die Handschellen knacken? Sie ist stark. So stark. Vieni con me.

Sie tastet an meinen Handgelenken herum. Schiebt etwas in die Handschelle, ich höre das leise Schaben und Knirschen von Metall auf Metall. Etwas knackt. Es sind nicht meine Knochen. La Lucciola würde mir nie noch mehr Qualen zufügen.

Meine rechte Hand fällt mir in den Schoß. Ich sacke halb nach vorn, so überrascht bin ich, aber mein Körper verdreht sich, weil die Linke noch festhängt.

La Lucciola packt meinen linken Arm. „Moment, halt still“, sagt sie fest, es knirscht, dann knackt es. Meine linke Hand ist frei. Wie gelähmt hängen meine Arme an mir herab. Das Mädchen hockt sich vor mich, wischt etwas an ihrem Rock ab und schiebt es sich dann ins Haar.

„Haarnadel“, sagt sie mit glucksendem Lachen, dann sind ihre Hände auf meinem Gesicht. Ich kann nicht umhin, zu begreifen, dass es eine Berührung zum Abschied ist.

„Wer bist du?“, frage ich sie, aber eigentlich will ich es nicht wissen.

„Ich muss zurück“, sagt sie. „Er wird mich schon suchen. Ich habe keine Lust, dass er einen Bodyguard schickt.“ Sie erhebt sich. „Oben ist ein Fest. Eine Hochzeit. Ich denke nicht, dass heute jemand hier runterkommt. Wenn es oben still wird, kannst du verschwinden.“ Ich spüre ihren Blick auf meinem zerschmetterten Knie. „Kannst du?“ Wenn sie mich hier finden, die Handschellen geknackt, die Wasserflaschen leer, ganz zu schweigen von dem Scheinwerfer, den ich gleich mit meinen eigenen Händen zertrümmern werde, bringen sie mich um. Also nicke ich. „Ich kann.“ Und dann: „Grazie, Lucciola.“

„Ich heiße Cara.“

Ich schließe die Augen. Cara. Cara O'Brien. Einzige Tochter von Patrick O'Brien. Das Schicksal ist eine verdammte Hure. Ich muss sie hassen. Ich werde ihren Vater töten. Sie sollte mich hassen. Sie sollte alles hassen, was italienisch spricht. Es wäre gesünder für sie. Vernünftiger.

„Grazie, Cara“, sage ich. In meiner Sprache heißt es: „Danke, Liebes.“  
Sie geht ohne Abschiedswort.

\*\*\*

## KAPITEL 2

10 Wochen später

Angelo

„Angelo!“ Lorenzos Stimme ist ein Flüstern. „Das ist Scheiße, was du vorhast!“ Die Nacht ist mondlos, aber Sterne strahlen durch das Blätterdach der Bäume, reflektieren auf dem Dach des zweistöckigen Wohnhauses vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Ich lasse mich rückwärts vom Zaun abfallen, ignoriere

den dumpfen Schmerz in meinem Knie beim Aufprall und schiebe meine Finger in den Draht, um die Festigkeit der Maschen zu prüfen. Das Knie ist kaum verheilt, aber ich habe lange genug auf der faulen Haut gelegen.

„Kannst du mir sagen, wie ein Polizeiintendant sich ein solches Anwesen leisten kann?“ Ich stelle die Frage an niemanden im Besonderen, aber außer Lo ist keiner mit mir hier. „Und dann auch noch in Roxburgh?“ Wichser. Arroganter Arsch. Shane Murphy lässt sich von Paddy O'Brien den Hintern polieren und ein Millionenanwesen in Roxburgh finanzieren. Kein Wunder, dass die Zahlen in der Kriminalstatistik für den Norden Philadelphias rückläufig sind. Schließlich wäscht eine Hand die andere. Lorenzo sitzt auf einem Stein neben dem Eingang und tippt auf seinem Handy herum. Er versucht immer noch, den Code für die elektronische Torverriegelung zu knacken.

„Ich gehe rüber.“ Mein Entschluss ist gefasst. „Scheiß auf das Tor. Das brauchen wir nicht. Der Zaun ist nicht ans Alarmsystem angebunden. Kommst du?“

Lorenzo seufzt. „Der Wichser ist zuhause.“

„Das möchte ich ihm auch geraten haben. Schließlich bin ich hier, um mich mit ihm zu unterhalten.“

„Dann geh in sein verfluchtes Büro in der Race Street, aber nicht nachts halb drei in sein Haus.“

Ich nehme kurz Anlauf, springe am Zaun hoch, bekomme das obere Ende eines der Pfosten zu greifen und balanciere im nächsten Herzschlag oben auf der dünnen Querstange. Drei Meter hoher Maschendraht ohne Alarm? Amateure. Ich grinse auf Lorenzo hinunter. Auch in meinen Schultern ist noch immer ein dumpfes Pochen zu spüren, wenn ich solche Aktionen starte, aber es wird mit jedem Tag besser. Ich habe überlegt, Krafttraining anzufangen, um die Nachwehen schneller wegzutrainieren, aber mein Job hält mich genug in Bewegung. „Also, gehe ich allein oder kommst du? Ich kann dich hochziehen.“

„Fick dich.“ Lorenzo steckt das Smartphone ein und nimmt Anlauf. Ich springe auf den Rasen hinunter. Mit höllischem Gerassel erklimmt Lorenzo den Zaun und setzt darüber hinweg.

„Wenn er bis eben noch nicht wach war, ist er es jetzt.“ Ich ziehe meine HK aus dem Schulterholster und prüfe noch einmal die Ladung. Ich bin heute nicht hier, um zu schießen, aber Vorbereitung ist alles.

Wir haben uns vorher lange über den Lageplan des Hauses informiert. Shane Murphy lebt allein, nicht einmal Bodyguards hat er hier. Wahrscheinlich fühlt sich ein Superintendent, der mit Patrick O'Brien sein Süppchen kocht, absolut sicher. Die Iren lassen ihn in Ruhe, solange Murphy nach ihrer Pfeife tanzt. Hölle, er ist schließlich einer von ihnen. Und die anderen? Die Russen haben ein kleines Kartell, das stadtweit operiert. Im Westen gibt es eine Gruppe Farbiger, die für uns dort gelegentlich Jobs erledigt. Sie sind harmlos, aber wenn wir ihnen die Chance geben würden, Murphy zu attackieren, würden sie sich die Hände reiben. Murphy ist korrupt bis über beide Ohren. Unter denen, die die Stadt untereinander aufteilen, ist es nicht unbemerkt geblieben, dass er die Finger von O'Brien lässt, aber allen anderen gern mal ans Bein pinkelt.

Die ´ndrine hatten noch nie ein Problem mit Murphy. Zugegeben. Er ist aber auch noch nicht lange in seinem hohen Amt. Zumindest zeigt es, dass er die Hosen voll hat, wenn er uns nicht in die Geschäfte grätscht. Sehr gut. Heute werde ich ihm zeigen, dass wir ihn auf dem Schirm haben.

Murphy ist ein Vollidiot. Sich von O'Brien auf eine Weise einspannen zu lassen, dass er seine Anzahl an Gegnern gleich verdoppelt, ist dämlich. Paddy anzugreifen erfordert Vorbereitung. Ganz gleich, wie erpicht ich darauf bin, dem Iren das Herz

aus der Brust zu schneiden und ihm heimzuzahlen, was er mir angetan hat, ich kann nicht einfach in dessen Festung spazieren und mit dem Messer fuchteln. Außerdem will ich, dass Paddy leidet. Wirklich leidet. Ich will das Meer, auf dem er herumsegelt, in Brand setzen. Ich will, dass er zusehen muss, wie alle seine Verbündeten in Flammen aufgehen und wie die Eisscholle, auf der er hockt, unter ihm zusammenschmilzt, bis er in die Hölle stürzt. Doch dazu brauche ich die Phiole. Ein winziges, uraltes Gefäß mit dem Blut des Heiligen. Wenn ich das zurückhabe und es seinen Zweck erfüllt hat, kann ich Philadelphia in ein Flammenmeer verwandeln, ohne dass jemand mich aufhält.

Die Waffe kommt zurück ins Holster, und ich laufe über den Rasen zum Haus. Murphys Schlafzimmer liegt auf der dem Park zugewandten Seite im oberen Stock. Wozu braucht ein einzelner Mann so einen Palast? Eine steinerne Treppe führt zum Haupteingang, aber natürlich ist die Tür verschlossen und alarmgesichert. Staub rieselt mir ins Gesicht. Ich muss den Impuls unterdrücken, mir die Augen zu reiben. Die zwölf kleinen Wunden, sechs in meinen Lidern und sechs in der Haut über den Brauen, sind noch immer nicht richtig verheilt. Sie sind entzündet und brennen, wenn ich daran reibe. Paolinas Wunderbehandlung mit dem Olivenöl werde ich wohl demnächst absetzen und mir was anderes besorgen.

Es muss einen zweiten Eingang geben, den der Hausherr benutzt. Der Staub sagt mir, dass diese Tür hier seit Monaten nicht geöffnet wurde.

Lorenzo findet die unscheinbare Tür auf der Rückseite des Hauses. Sie ist nur verschlossen, ein Job für den harmlosen Dietrich, den ich immer in der Tasche habe. Kein Anschluss ans Alarmsystem. Himmel nochmal, wann hat der Kerl seine Lektionen in Sicherheit genommen und bei wem? Will er sterben? Wir stehen in einem Wirtschaftsraum, der sich an die Küche anschließt. In einer Ecke hoch über der Tür, die von der Küche in den Korridor führt, hängt ein Bewegungsmelder. Die Diode leuchtet grün, als ich meine Pistole ziehe und kurz winke. Klar. Der Boss ist im Haus, die Melder sind deaktiviert.

Ich blicke auf Lorenzo, der grinsend die Augen verdreht. „Was für ein Schwanz“, formen seine Lippen auf Italienisch.

Ab jetzt ist es eine Sache von Sekunden. Wir laufen nach oben, ohne uns um Geräusche zu kümmern. Lo tritt die Schlafzimmertür auf. Er hätte die Klinke benutzen können, aber Effekthascherei ist ein schönes Spiel. Als Shane Murphy, Superintendent des Philadelphia Police Department, sich in seinem Bett aufsetzt und für einen entsetzten Schrei Atem holt, halte ich ihm die Mündung meiner HK schon an die Schläfe, und Lo legt seine verdreckte Hand auf den Mund des Mannes.

Murphys Hände schießen in die Höhe.

„Guten Morgen, Herr Superintendent“, sage ich freundlich.

Seine Augen rollen zu mir, ohne dass er den Kopf bewegt. Einen Moment frage ich mich, ob er bereits eingepisst hat.

„Lo, nimm die Finger weg“, weise ich meinen Soldaten an. „Wir sind hier, um zu reden, und Mr. Murphy ist mit zugehaltenem Mund schwer zu verstehen.“ Ich nehme meine Pistole nicht runter. Lo beginnt, im Zimmer herumzugehen, Fotos in kleinen Standrahmen aufzuheben und anzusehen, Schubladen aufzuziehen und zuzuschieben. Shane Murphy wagt nicht, sich zu rühren. Er ist vielleicht ein paar Jahre älter als ich, Mitte dreißig, würde ich sagen. Er schläft offenbar mit nacktem Oberkörper, aber die Decke ist weit genug heruntergerutscht, dass ich den Ansatz gestreifter Pyjamahosen erkennen kann. Konservativ, wie seine öffentlich geäußerten politischen Ansichten. Es ist zu dunkel im Raum, um seine Haarfarbe wirklich bestimmen zu können, aber ich nehme an, dass sie rot sind. Shane Murphy ist so irisch wie ein Pint Guinness.

„Sag mir, Shane.“ Ich falle sofort in die vertrauliche Anrede. „Weißt du, wer ich bin?“ Ein Schauer durchläuft ihn. „Ich habe keine Ahnung.“

„Ich glaube dir nicht. Du musst doch mit mir gerechnet haben.“

Wieder dreht er die Augen zu mir, ohne den Kopf zu bewegen. Ich nehme die Mündung meiner HK von seiner Schläfe und schnaube. „Ich will ja nicht, dass dir die Augen aus dem Kopf fallen. Du hast etwas von mir. Und das weißt du auch, nicht wahr? Mein Name ist Angelo Rossi, und dein Busenfreund Patrick O'Brien hat dir etwas anvertraut, was mir gehört. Ich will es wiederhaben.“

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst“, krächzt er.

„Nimm die Hände runter, Murphy, du siehst lächerlich aus.“ Ich spiele mit meiner Waffe und gebe Lo mit den Augen ein Zeichen. Er prüft die Nachttischschubladen und holt aus jeder davon einen kleinen Taschenrevolver, die er mir reicht, zusammen mit einem Handy und einem Pager. „Munition?“, frage ich abgelenkt, als ich die Magazine der Spielzeuge leere, Batterie und SIM-Karte aus dem Handy nehme, in meine Tasche stecke und Lo den Pager reiche.

„Niente“, murmelt Lo und geht zum Fenster. Er schiebt die altmodische Konstruktion nach oben und schmeißt den Pager hinaus, der mit einem satten Klacken auf der steinernen Terrasse zerschellt.

„Du weißt sehr gut, wovon ich spreche, Murphy“, sage ich in unverändertem Tonfall.

„Und meine Geduld ist sehr begrenzt. Wir sind uns nie begegnet, aber ich weiß, dass du von mir gehört hast.“

„Wer hat das nicht?“

Mutig, denke ich. Sowas zu sagen, halbnackt und unbewaffnet, in diesem leicht herablassenden Ton. Ich händige Lo die beiden Revolver aus, er steckt sie ein.

„Das Dumme ist, dass ich wiederhaben will, was Patrick mir genommen hat. Und ich wette, du weißt sehr genau, warum das so wichtig ist. Ich habe einen Auftrag. Ich habe mehr als zwei Monate verloren, diesen Auftrag zu erfüllen. Ja, mir ist ein Fehler unterlaufen, und ich bin erwachsen genug, das zuzugeben. Ich hab dafür bezahlt.“ Er sieht mir ins Gesicht. Ich weiß, dass er trotz des mageren Lichts die Verletzungen an meinen Augen sehen kann, denn eine Spur von Widerwillen flackert über sein Gesicht.

„Das Dumme für dich ist, dass ich selten zwei Fehler hintereinander mache. Ich kann dich natürlich heute hier nicht erschießen, denn dann würde ich nie rausfinden, wen du mit dem Verkauf der Phiole beauftragt hast. Ich nehme nicht an, dass du selbst es getan hast. Du bist ein rechtschaffender Mensch und hast eine große Karriere vor dir, du wirst ganz bestimmt nicht am schwarzen Markt mit Diebesgut hehlern. Aber nun haben wir beide ein Problem. Wenn du mir den Namen nicht sagst von dem, den du beauftragt hast, werde ich sehr ungemütlich. Und Patrick O'Brien hat mich vor zwei Monaten das eine oder andere darüber gelehrt, was man tun kann, um andere Menschen zum Reden zu bringen.“

Lo lehnt mit vor der Brust verschränkten Armen am Fenster und sieht gelangweilt zu. Er hat mich die ersten Tage nach meiner Flucht aus dem Keller gefüttert wie ein Baby, hat mir feuchte Kompressen auf die lädierten Augen gelegt und mich zusammen mit Zia Paolina gehalten, wenn ich in Agonie gebrüllt habe. Dieser Mann hat keine Skrupel, dasselbe mit dem Herrn Superintendenten oder sonstwem zu tun, was Paddy mit mir getan hat. Ich habe die auch nicht. Wenn ich bis zu meiner Reise ins Mutterland noch Grenzen gehabt haben sollte – sie sind gefallen. Mit einem mörderischen Krachen in meinem Knie und gleißendem Licht.

„Warte.“ Murphys Stimme bebzt. „Ich kann dir den Namen nicht sagen.“

Ich ziehe die Brauen hoch, eine Regung, die mich wunderbar schmerzvoll an das erinnert, was im Keller passiert ist. „Nicht?“

„Das ist ein Kumpel, der hat nie einer Fliege was getan. Er ist doch nur ein Zwischenhändler, ich kann nicht zulassen, dass ...“

„Dass was? Wenn er nur ein Zwischenhändler ist, braucht er mich doch nur in die richtige Richtung weisen, sollte er mein Eigentum bereits weiterverkauft haben. Wenn nicht, muss er es mir nur aushändigen. Was hat er zu befürchten?“

„Ich beschaff das Ding.“ Die Worte zittern aus seinem Mund. „Kein Problem, Mann, ich ziehe ein paar Fäden, ich beschaff das Ding.“

Ich trete einen Schritt zurück und richte meine Pistole auf ihn. „Die Phiole, Shane Murphy, ist eines der ältesten Heiligtümer der ‘Ndrangheta. Aus deinem irischen Mundwerk lasse ich sie nicht als Ding verunglimpfen.“ Meine Stimme klirrt, als ob Kinder beim Fußballspielen Eiszapfen von Dachrinnen schießen.

Er hebt die Hände und zieht den Kopf zwischen die Schultern. „Scheiße, Mann, okay, okay, nicht die Nerven verlieren, ja? Die Phiole, okay, ich beschaff dir die Phiole, gib mir zwei Wochen.“

Ich senke die Waffe und betrachte ihn. Zwei Wochen. Weitere zwei Wochen verlieren. Mein Status steht auf dem Spiel, meine Rolle als gemachter Mann. Wenn es noch viel länger dauert, wird Carlo Nägel mit Köpfen machen wollen, weil ich nicht länger würdig bin, der zu sein, zu dem der Tod meines Onkels mich gemacht hat.

„Zehn Tage“, sage ich kalt.

Noch immer sitzt Shane Murphy mit eingezogenem Kopf vor mir in seinem zerwühlten Bett. „Okay, okay, alles gut, zehn Tage. In zehn Tagen hast du sie.“ Ich nicke. „Ein Pfand.“

„Was?“

„Ich will ein Pfand dafür, dass ich warte. Etwas, das sicherstellt, dass du auch wirklich daran arbeitest.“

Er wimmert.

„Hey Boss“, sagt Lo, greift einen der Standrahmen von der Kommode neben dem Fenster und wirft ihn mir zu. Das Foto zeigt ein Mädchen mit weichen goldenen Haaren und großen Augen, das freundlich in die Kamera blickt.

Ich kenne sie.

„Wer ist das?“ Ich werfe den Rahmen vor Murphy auf die Bettdecke.

„Cara O’Brien“, flüstert er bibbernd.

„Die einzige Tochter meines Busenfreundes Paddy? Was für ein Zufall. Und du hast ein Bild von ihr in deinem Schlafzimmer? Wichst du dich, während ihr Bild dir zusieht? Was bist du für ein Schwein.“

„Sie ist meine Verlobte.“

Mein Blick schießt zu Lo. Der zuckt die Schultern. Ich muss mich anstrengen, den Schock, der mir in die Glieder gefahren ist, zu verbergen. La Lucciola. Verlobt mit Shane Murphy. Patrick O’Brien hat wirklich an alles gedacht.

Ich brauche nicht einmal den Vorschlag zu machen. Die Worte sprudeln aus Murphy raus. Jetzt bin ich sicher, dass er sich gerade bepisst. „Okay, Mann, nur die Ruhe, ich beschaffe dein Di... deine Phiole, du kannst so lange Cara haben. Als Geisel. Paddy wird mich vierteilen, wenn seinem Baby was passiert und er rausfindet, dass ich ...“ Seine Stimme versickert in haltlosem Zittern.

Ich setze mich auf den Bettrand und streichle sein Kinn mit der Mündung meiner Pistole. „Shane Murphy. Herr Superintendent. Weißt du, was mich gerade sehr, sehr nachdenklich macht?“ Er starrt mir in die Augen. Der kalte Stahl hinterlässt Druckspuren auf seinem Kinn. „Dass du dir Sorgen darum machst, was Paddy mit dir tun wird, aber nicht darum, was ich mit deiner Verlobten tun werde, wenn du sie mir als Pfand überlässt. Sie ist Patricks Tochter. Schon mal daran gedacht, dass ich noch ein Hühnchen mit ihm zu rupfen habe?“ Ich nehme die Pistole weg, schiebe sie

in den Schulterholster und gebe Lorenzo mit einem Kopfnicken zu verstehen, dass wir gehen. In der Tür drehe ich mich noch einmal um. Der Superintendent des Philadelphia Police Department sitzt zitternd und wimmernd in seinem Bett, und ich bin sicher, dass ich seine Pisse durch die Matratze auf den Parkettboden tropfen höre. Was für ein Schwein. „Es wird mir eine Freude sein“, sage ich, dann folge ich Lorenzo die Treppe hinunter.

Cara

Deirdre und ich sitzen an einem der quadratischen Holztische im Vedge und genießen unser Mittagessen. Obwohl ihre Hochzeit schon über zwei Monate zurückliegt, haben wir uns seither nicht mehr gesehen. Es gab eine Zeit, als wir unzertrennlich gewesen sind, doch das ist vorbei. Eine Postkarte aus Dublin mit Grüßen aus den Flitterwochen war alles, was ich von ihr in den letzten Wochen gehört habe. Lustlos schiebt sie die gebratenen Shiitake-Pilze auf ihrem Teller hin und her.

„Schmeckt es dir nicht?“ Ich selbst greife ordentlich zu. Die mit Salz gerösteten Goldrüben sind die Spezialität des Hauses und schmecken wie immer köstlich. Mit einem Seufzen legt sie das Besteck beiseite. „Doch, ich habe nur keinen Hunger.“ Daniel sagt, ich muss auf mein Gewicht achten.“

Ich kann nicht glauben, was sie sagt. Deirdre O'Brien ist eine Elfe in Jeans und figurbetontem T-Shirt. „Daniel hat keine Ahnung. Der sollte froh sein, dass er eine Frau wie dich hat. Waren wenigstens die Flitterwochen schön?“

„Sommer in Irland.“ Lustlos hebt sie die Schultern. „Was denkst du? Es hat geregnet.“

„Ich denke, dass es sein Job ist, sich um dich zu kümmern, Deirdre! Ihr seid noch kein Vierteljahr verheiratet und schon sperrt er dich ein. Wie soll das erst in einem Jahr werden? In zehn Jahren? Wie kannst du das mit dir machen lassen?“ Kaum habe ich die Worte ausgesprochen, bereue ich sie. Wir beide wissen, dass sie keine Wahl hatte. Keine von uns hat eine Wahl. Bei der einen äußert sich das darin, dass sie einen Mann heiraten muss, den sie nicht will. Die andere sieht, wie ein Mann fast zu Tode gefoltert wurde, und hält den Mund, obwohl sie mit einem der höchsten Tiere des Philadelphia Police Department verlobt ist. Es ist wie es ist, Blut ist immer noch dicker als Wasser. „Tut mir leid“, sage ich deshalb und lege meine Hand auf ihre. „Das hätte ich nicht sagen sollen.“

Als ich Tränen in ihren Augen sehe, komme ich mir vor, als hätte ich ein Kätzchen getreten.

„Es hat nicht jeder so ein Glück wie du. Niemand versteht, warum Onkel Patrick zulässt, dass du Shane heiratest. Du bist seine einzige Tochter.“

Manchmal denke ich, dass ich nur Ja gesagt habe, als Shane mich im vergangenen Winter fragte, ob ich seine Frau werden will, weil er kein von meinem Vater ausgewählter Kandidat ist. Er ist mein Freifahrtschein hinaus aus einem Leben, in das ich nicht gehören will, ganz egal wie verwurzelt ich darin bin. Es fühlte sich richtig an, selbst die Wahl zu treffen. Gut. Obwohl Shane selbst sich nicht richtig und gut anfühlt, und obwohl wir zu dem Zeitpunkt erst gut ein Vierteljahr zusammen waren. Ich mag ihn, das ist es nicht. Aber wenn Shane mich ansieht, spüre ich nichts von dem Kribbeln, von dem man in Romanen liest. Einen kurzen Augenblick sehe ich dunkelgoldene Augen vor mir, die von einem Fieberschleier verhangen sind und mich dennoch ansehen, als wäre ich ein Engel. Ich fühle Haut unter meinen Fingern, die heiß ist und aufgerissen und sich richtig anfühlt. Ich spüre harte Muskeln unter

meinen Fingern, während ich ihn in meinen Armen halte und tröste, und augenblicklich erwärmt sich mein Körper. Ich habe keine Ahnung, was mit mir los ist, aber seit Deirdres Hochzeit spukt er durch meine Gedanken, lässt mich Dinge träumen, von denen ein braves Mädchen nicht einmal eine Ahnung haben dürfte. Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn es anders herum ist. Wenn er mich hält, wenn er mich mit seinem Körper bedeckt und in mich stößt. Mein Inneres zuckt bei dem Gedanken an den Traum der letzten Nacht. Es kostet mich einiges an Selbstbeherrschung, nicht die Hand in meine Jeans zu schieben und mit dem Finger zu fällen, was sich seit Wochen zu leer anfühlt. Himmel, ich bin wirklich gut darin geworden, es mir selbst zu machen. Ich muss mir nur sein Gesicht vorstellen, minus die Folterspuren und Schwellungen, und komme wie ein Güterzug. Wenn das Blut in meinen Ohren rauscht und meine Finger nass sind von meinem Saft, höre ich seine Stimme. La Lucciola. Ich habe das Wort im Internet nachgeschlagen, Tage nach Deirdres Hochzeit, weil es mir nicht aus dem Kopf gegangen ist. Es heißt Glühwürmchen. Licht in der Dunkelheit. Shane nennt mich Darling, wenn wir allein sind. Er meint es gut, also tu ich, als ob ich es mag. All das sage ich Deirdre nicht. Es wäre nicht fair. Stattdessen trinke ich die letzte Pfütze meines Weines.

„Was hast du jetzt vor?“, versuche ich zurückzufinden in ein unverfänglicheres Gespräch. „Gehst du im Herbst zurück aufs College?“

„Wohl kaum. Momentan sind die Dinge verrückt bei den Männern. Ich wundere mich, dass ich mich überhaupt mit dir treffen durfte. In der vergangenen Woche sind drei Männer aus Daniels engstem Kreis verschwunden. Wenn ich ehrlich bin, bin ich sogar ziemlich froh um den Schutz, den er mir mitgibt.“ Sie nickt zu dem Tisch zwei Fenstersimse weiter. Zwei Männer sitzen dort und tun so, als würden sie essen. Dass ihnen das in einem vegetarischen Restaurant kein Mensch glaubt, tut nichts zur Sache. In ihren Cordhosen und den abgerissenen Leinenhemden passen sie hierher wie ein Pickel aufs Gesicht der Queen, aber Deirdre hat Recht. So, wie die Dinge momentan stehen, können wir froh sein, dass sie hier sind.

Das, was jahrelang ein Konflikt im Verborgenen gewesen ist, hat sich in den letzten Wochen zu einem Krieg ausgewachsen. Philadelphia ist eine große Stadt, aber nicht mehr groß genug für die Iren und die Italiener. Dass sie einander an die Kehle gehen, ist nicht neu, nur die Intensität, die der Konflikt zuletzt angenommen hat, ist beängstigend. Ich frage mich nicht zum ersten Mal, ob dieser Krieg etwas mit dem goldäugigen Mann im Schmugglerkeller zu tun hat, nicke verständnisvoll, und wir essen weiter. Sogar vor mir selbst fällt es mir schwer, zuzugeben, dass mich der Gedanke, dass wirklich er es ist, der blutige Rache für das nimmt, was man ihm angetan hat, noch heißer macht. Im Inneren sind wir alle nur Tiere. Der Stärkste gewinnt. Er bekommt das Revier, den Respekt und die Weibchen. Und wie eine rollige Löwin will ich ihm den Hintern hinstrecken und ihn anflehen, mich zu markieren, wenn ich mir vorstelle, dass er sich zurückholt, was ihm gehört. Er hat es verdient, hat es mit seinem Blut bezahlt. Jetzt soll er es bekommen.

Das Gespräch wendet sich anderen Dingen zu. Deirdre erzählt mir von den Geschenken, die sie zur Hochzeit bekommen haben, und von den Mühen, ihr neues Haus nach ihrem Geschmack einzurichten. Das scheint das einzige zu sein, bei dem Daniel ihr freie Hand lässt, und sie stürzt sich auf die Aufgabe wie eine Verdurstende auf eine Pfütze in der Wüste. Sie klingt wie die verwöhnte Ehefrau eines neureichen Geschäftsmanns, und es fällt mir schwer, Begeisterung zu heucheln. Ich würde sie gern nach den anderen Dingen fragen, den Dingen, über die man nicht spricht. Nach der Hochzeitsnacht, danach, ob sie Angst hat, wenn sie abends unter die Bettdecke schlüpft, und was sie von den drei verschwundenen Männern weiß. Ich wüsste gern, ob der Mann etwas damit zu tun hat, der mich Lucciola genannt hat, aber darüber,

was ich getan habe, kann ich noch weniger sprechen als über Deirdres Hochzeitsnacht.

Bevor das Dessert serviert wird, entschuldige ich mich für einen Abstecher auf die Toilette. Auf dem Weg den kurzen Gang vom Gastraum zu den Toiletten dingt mein Handy. Eine Nachricht von Shane.

Freue mich auf gleich. Kann dich nicht abholen, nimm ein Taxi. Wir treffen uns in der Marina.

Ich bin keine rollige Löwin. Ich habe nicht vergessen, was mir in Wahrheit im Leben wichtig ist. Deshalb bin ich in einer dreiviertel Stunde mit Shane verabredet, dem braven, guten Shane, mit dem braven, guten Leben. Ursprünglich war geplant, dass er mich direkt vom Vedge abholt, damit wir gemeinsam an die Benjamin Franklin Bridge hinausfahren können, wo er ein Boot liegen hat, mit dem er an Wochenende gern auf den Delaware River fährt.

Okay. Freu mich auch. Bis gleich x

Obwohl Shane nicht weiß, wer mein Vater wirklich ist, steht er diesem an Beschützerinstinkt in nichts nach. Wir sind beide irischer Abstammung, das schweißt zusammen, aber er ist Polizist aus Leidenschaft, und mein Vater ist so kriminell wie wenige andere Männer in dieser Stadt. Manchmal finde ich es seltsam, dass die Männer, vor denen Shane denkt, mich schützen zu müssen, diejenigen sind, von denen ich am wenigsten zu befürchten habe. Aber dann verdränge ich den Gedanken. Nur noch ein halbes Jahr, dann bin ich nicht mehr Cara O'Brien, sondern Cara Murphy. Dann habe ich erreicht, was ich immer erreichen wollte. Dann bin ich eine ganz normale Frau, mit ganz normalem Namen. Die Schuld, die in meinen Adern fließt, nur noch eine vage Erinnerung.

Ich stecke das Handy zurück in meine Tasche und erledige das, was man auf der Toilette erledigt. Nur noch ein einzelnes Blatt hängt von der Rolle. Verdammt. Die Tür zu den Toilettenräumen geht auf, und mit der Luft aus dem Gastraum kommt der Geruch nach Zigarrenrauch. Sofort muss ich husten. Ich hasse das Zeug. Daddy hat früher im Auto geraucht, und ich kann mich daran erinnern, wie ich jedes Mal Angst hatte, mit ihm allein im Auto zu sitzen, weil meine Augen von dem Rauch brannten. „Rauchen verboten!“, sage ich zu der verschlossenen Kabinentür. Ich krame in meiner Handtasche nach den Feuchttüchern, die ich für Notfälle immer dabei habe. Die Antwort ist ein tiefes Lachen. Zu tief, um zu einer Frau zu gehören. Das verdammte Toilettenpapier ist mir plötzlich egal. Leichenfinger streichen über meinen Nacken, mein Instinkt reagiert schneller als mein Verstand. Am Ende des Tages bin ich immer noch die Tochter meines Vaters.

„Das ist die Damentoilette. Sie müssen sich vertan haben.“ Ich bemühe mich, meine Stimme beiläufig klingen zu lassen, resolut. So, als ob ich keine Angst hätte. Früher habe ich keine Angst gehabt. Als ich noch Daddys kleines Mädchen war, das beim Anblick von Blut mit den Schultern zucken konnte. Das könnte ich auch heute noch, wenn es drauf ankommt, aber es passt nicht zu dem Image, das ich zu vermitteln suche. Ein gut erzogenes, normales Mädchen schreit beim Anblick von Blut und rennt weg.

Charlie und Matt sind im Gastraum, die beiden Bluthunde von Daddy und Daniel. Shane weiß, dass ich hier bin. Daddy weiß es. Kein Mensch, der auch nur einen Funken Verstand im Kopf hat, würde die Tochter von Patrick O'Brien an einem öffentlichen Ort angreifen. Ich gebe mir einen Ruck und richte meine Kleidung. Wer

den Kopf hochhält und den Rücken gerade, ist kein Opfer. Eine Weisheit, die ich bereits mit der Muttermilch eingesogen habe. Wenn ich muss, werde ich wieder zu Patricks Cara. In zwei Minuten bin ich zurück bei Deirdre, und wir werden über meine Angst lachen können.

Ich öffne die Kabinentür. Noch bevor ich meinen Kopf hinauschiebe, presst sich kaltes Metall an meine Schläfe. Mein Atem stockt, mein Blut gefriert, aber ich lasse mir nichts anmerken. Eine Pistole hat mich nicht mehr erschreckt, seit ich fünf Jahre alt war. Ich bin Cara O'Brien. Niemand kann mir etwas anhaben. Erst im zweiten Augenblick registriere ich die Männer. Sie sind zu zweit. Einer, etwa einen halben Kopf größer als ich, mit einem feisten Bierbauch und schütterem weißen Haar, hat sich breitbeinig vor der geschlossenen Toilettentür postiert. Der andere, der, zu dem die Halbautomatik gehört, die an meiner Schläfe liegt, ist deutlich jünger. Er hat einen jugendhaften Schmolmund und schwarze, kinnlange Haare, doch in seinen Augen glitzert Eis.

„Gehen wir, kleine Prinzessin. Kein Laut. Wir werden das Restaurant durch die Hintertür verlassen wie gesittete Leute.“

„Das ist Wahnsinn“, sage ich, während ich seelenruhig meine Hände wasche. Ich wundere mich, wie emotionslos meine Stimme klingt. Der Mann mit der Waffe spricht mit einem starken Akzent. Einem Akzent, den ich schon einmal gehört habe. Von einem anderen Mann, der ebenfalls schwarze Haare hat. Eine Ahnung überfällt mich, ein Verdacht, der mir das Blut in den Adern gefrieren lässt. Nichts im Leben geschieht ohne Grund. Ist das der Dank des Mannes, dem ich die Lider von der Stirn gerissen habe? Bin ich Teil eines Rachespiels geworden, das mich nicht betrifft? Zumindest nicht betreffen sollte? arschloch. Ich wollte zu ihm, hab davon geträumt, wie es wäre, mich von ihm nehmen zu lassen. Ich habe von seinen dunkelgoldenen Augen geträumt und davon, wie seine Haut sich anfühlt, wenn Schweiß darauf glänzt. Wenn er mich gnadenlos mit seinem Körper in Besitz nimmt. Aber das heißt nicht, dass ich Lust darauf habe, auf der falschen Seite eines Unterweltskrieges zu landen. Im Traum ist vieles einfacher als in der Realität. „Alle wissen, dass ich heute hier bin. In weniger als zwei Minuten wird mein Verschwinden auffallen. Und dann seid ihr tot.“

„Rührend, dass du dir Gedanken um uns machst. Aber du solltest dir deinen hübschen Kopf nicht über Dinge zerbrechen, von denen du nichts verstehst.“

Bierbauch zieht seine Waffe, tritt zu uns und legt einen Arm um meine Taille. Ich spüre einen zweiten Pistolenlauf, diesmal an meiner Seite, verdeckt vor den Augen anderer durch sein Jackett. „Ich hab sie, Lo.“ Sein Akzent ist so amerikanisch, wie es nur geht.

Lo entfernt die Halbautomatik von meiner Stirn und verstaut sie in seinem Rücken im Hosenbund, unter der Jacke. Ich rechne meine Fluchtchancen aus. Sie sind vernichtend gering. Zumindest so lange sich der Lauf einer Pistole in meine Nieren bohrt. Also lasse ich mich von den beiden aus der Toilette führen, rechts den Gang hinunter, nicht zum Gastraum, sondern in die entgegengesetzte Richtung, wo eine Hintertür zum Personalparkplatz führt. Direkt vor der Tür parkt ein schwarzer Sportwagen. Weg. Ich muss weg hier. Meine Muskeln zittern vor unterdrückter Panik, und ich weiß nur eines. Sobald ich in diesem Sportwagen sitze, bin ich verloren. Lo tritt um uns herum und öffnet die Beifahrertür, klappt den Sitz nach vorn. Bierbauch greift mir in den Nacken, drückt mich nach unten, um mich auf die schmale Rückbank des Wagens zu zwingen. Ich folge der Bewegung, hebe mein Bein an. Für den Bruchteil einer Sekunde lässt der Druck in meiner Seite nach.

Ich handle, bevor ich denke. Mein Knie gegen die Rückseite des umgeklappten Sitzes gestützt, trete ich nach hinten aus, lasse mich gleichzeitig zur Seite fallen.

Sofort ist Lo über mir. Ich rolle mich weiter, trete, kämpfe. Die Bordsteinkante bohrt sich in meinen Rücken, der Schmerz nimmt mir den Atem, aber es ist egal. Hier geht es ums Überleben. Mein Überleben. Irgendwo, vergraben unter dem Rauschen des Blutes in meinen Ohren, formt sich die Frage, warum Lo nicht schießt. Aber dann bohrt sich etwas in meine Schulter und der Gedanke verklingt im Zucken meiner Muskeln. Höllischer Schmerz schießt durch meinen ganzen Körper. Ich zittere. Ein Zischen füllt die Luft um mich herum, explodiert in meinen krampfenden Muskeln. Es dauert. Dauert immer länger. Eins. Zwei. Ich zähle im Kopf. Die Formen meiner Umgebung verschwimmen im Schmerz. Drei. Vier. Ich kann nicht mehr atmen, und ich weiß mit kaltem Entsetzen, dass es Strom ist, der durch meine Adern schießt. Ich möchte schreien, doch kann nicht. Es tut so weh. Fünf. Es ist vorbei.

\*\*\*

## KAPITEL 3

### Angelo

Ich wollte Cara selbst holen. Wollte sie mit eigenen Augen sehen, wollte wissen, ob sie immer noch diese Magie auf mich ausübt wie in dem schimmlichen Keller mit dem Standstrahler. Doch wenn Carlo Polucci einen Mann auf sein Anwesen bestellt, geht man keinen anderen Dingen nach, und seien sie noch so wichtig. Man setzt sich zähneknirschend ins Auto und fährt hinüber nach Bellmawr.

Der Zeitpunkt des Zugriffs ließ sich nicht mehr verschieben. Dass Murphy sich an die Abmachung gehalten und mir auf ein Einweghandy den Ort und die Zeit getextet hat, wundert mich und macht mir deutlich, dass ich gebührend Eindruck hinterlassen habe. Ein kleines bisschen zweifele ich immer noch, während Polucci auf mich einredet und ich mich kaum konzentrieren kann. Spielt Murphy mit gezinkten Karten? Wird sie dort sein? Als Paddy O'Briens Tochter steht sie mehr oder weniger ständig unter Beobachtung, doch Murphy hat mir versichert, dass sie an diesem Tag nur sehr leicht bewacht sein würde, weil sie mit ihrer Cousine unterwegs sei. Erstaunlich, dass dieses Mädchen es schafft, Zeit für sich selbst zu organisieren und mit Freunden shoppen zu gehen wie eine ganz normale College-Studentin.

Wegen Carlo Polucci bin ich überhaupt in dieser Lage. Die elf 'ndrine von Philadelphia, Clans, die die Macht über den Süden der Stadt unter sich aufteilen und eine Expansion nach Norden in die Gebiete von O'Brien anstreben, operieren seit dem Tod von Massimo Cerruti vor fast zwei Jahren ohne Oberhaupt. Cerruti, ein Kalabrier der alten Schule, wurde fast neunzig Jahre alt und hatte seine Ehre aus dem alten Land mit in die Neue Welt gebracht. Ins Amt gewählt und bestätigt von der Provincia in Reggio Calabria, hat niemand seine Macht je angezweifelt.

Sein Tod hat ein Macht-Vakuum hinterlassen. Es gab keine Grabenkämpfe, obgleich unsere Organisation aufgrund ihres Aufbaus, aber auch wegen der ungeheuren Gelder, die durch unser System fließen, für innere Kriege anfällig ist. Die haben wir vermieden, aber wir operieren wie eine Schlange ohne Kopf, und dadurch entgehen uns Möglichkeiten. Wir haben weniger verdient, als wir hätten verdienen können. Die Auslandsunternehmungen in Kanada, Australien und Deutschland überflügeln den amerikanischen Ableger inzwischen, und das liegt nicht zuletzt daran, dass wir uns in Philly keine Gedanken um einen Nachfolger gemacht haben.

Als einziger der Vangelisti in Philadelphia, der im Mutterland geboren ist, noch dazu in San Pasquale, einer unserer traditionellen Hochburgen, hätte in der natürlichen

Ordnung mir das Amt zufallen müssen. Mein Vater war ein großer Mann in Kalabrien, meine Mutter ist eine Prinzessin. Doch ich habe das alte Land nicht freiwillig verlassen. Dass ich gehen musste, war eine Strafe. Ich hätte in Amerika als Soldat angefangen, wäre da nicht mein Onkel gewesen, der mich schnell zu seinem wichtigsten Camorrista machte und nach dessen Tod ich seine 'ndrina nahtlos übernahm.

Carlo Polucci ist in New York geboren. Neffe des Oberhauptes des New Yorker Ablegers der 'Ndrangheta. Er hat seine 'ndrina in Philly von Grund auf hochgezogen, innerhalb weniger Jahre sind sie zur stärksten Gruppierung geworden. Niemand von uns, der nicht seinen Kopf auf der Benjamin Franklin Bridge aufgespießt sehen wollte, stellte sich dem Vorschlag entgegen, den Quintino Polucci endgültig zu Cerrutis Nachfolger zu erklären. De facto hatte er das Amt schon länger, aber da es nicht offiziell war, konnten wir immer noch machen, was wir wollten.

Was fehlte, war das Blut des Heiligen Lukas. Polucci hätte nach Kalabrien reisen und sich dort im Amt bestätigen lassen müssen, aber er gehört zu denen, die darauf bestehen, dass uns Autonomie vom Mutterland zusteht. Dies ist eines der wenigen Dinge, in denen wir zu hundert Prozent einer Meinung sind. Er weigerte sich, die Reise zu unternehmen, und bestand darauf, in Amerika bestätigt zu werden. Ohne das Blut des Heiligen Lukas hätte kein Don der Welt ihn anerkannt. Doch selbstverständlich rückten die Kalabrier nicht mit der Reliquie heraus.

Also bin ich gereist. Habe die Phiole in meinen Besitz gebracht und sie an Bord eines Flugzeuges zurück in die Staaten geschmuggelt, noch bevor die Provincia überhaupt das Fehlen bemerkte.

Was dann geschehen ist, ist Geschichte. Patrick O'Brien hat mich bei meiner Rückkehr geschnappt, und wir haben das Blut wieder verloren. Carlo wird ungeduldig. Er lässt sich von mir Bericht erstatten, seine Miene ist undurchsichtig, eiskalt und steinhart. Er lässt sich nichts anmerken. Wäre alles nach Plan gelaufen, wäre er längst der mächtigste Mann linksseits des Delaware Flusses. Ironisch, wenn man bedenkt, dass er rechtsseitig lebt, in New Jersey. Noch komplizierter wird die Sache durch die Kalabrier, die natürlich längst begriffen haben, was ihnen genommen wurde, und Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um die Phiole zurückzubekommen.

Mein Handy vibriert in meiner Hosentasche. „Entschuldige, Capo.“

Er nickt mir zu, kein Anzeichen, ob ihn die Unterbrechung irritiert. Ich habe ihn darüber informiert, dass sich die Tochter O'Briens in meiner Gewalt befinden und dort bleiben wird, bis ich die Phiole erhalte. Ich habe keine Ahnung, ob ihm das passt oder nicht, er gibt nichts preis.

Ich öffne die Nachricht. Von Lorenzo. Mein engster Vertrauter kümmert sich um die Angelegenheit, das verschafft mir ein wenig Ruhe, aber ich hätte es dennoch gern selbst gemacht. Und sei es nur, um zu verhindern, dass einer von meinen Leuten es ist, der sie zuerst zu Gesicht bekommt, und nicht ich.

Zugriff positiv. Kitty Hawk. Lo.

Also hat alles so geklappt, wie es sollte. In der Kitty Hawk Avenue steht ein leeres Fabrikgebäude, wo früher Militäruniformen genäht wurden. Dort sollten sie sie hinbringen. Ich erhebe mich und strecke die Hand aus.

„Ich muss gehen.“

„Pass gut auf sie auf, Vangelista“, sagt Carlo, ohne die Miene zu verziehen.

„Darauf kannst du dich verlassen.“

Auf der Fahrt nach Kitty Hawk spüre ich eine seltsame Erwartungsfreude. Es ist

anstrengend, dieses Gefühl zu unterdrücken, denn es gehört hier nicht her. Ja, Cara O'Brien hat mir aus einer beschissenen Situation herausgeholfen. Ohne sie wäre ich vermutlich in Paddys Rattenloch verreckt. Ich bin neugierig, ob Cara immer noch so aussieht wie während meines Fieberdeliriums in dem Schmugglerkeller. Auf dem Foto in Shane Murphys Schlafzimmer habe ich sie sofort erkannt, aber was sind Fotos? Ich werde aus der Beziehung von Cara und Murphy nicht schlau. Wäre es eine politisch arrangierte Ehe, und was das angeht, halte ich bei Paddy nichts für unmöglich, wüsste nicht nur jeder im Outfit davon, sondern auch die Italiener. Eine familiäre Verbindung zwischen Paddy und dem Superintendenten würde eine Machtverschiebung bedeuten, die wir nicht ignorieren dürften. Mehr noch, wir müssten sie verhindern. Aber wir wissen nichts davon.

Also Liebe? Der Gedanke schmeckt säuerlich. Murphy ist mit Mitte dreißig ein ansehnlicher Kerl, nicht hässlich, gut in Form. Cara ist ungefähr zehn Jahre jünger als er, aber Anziehung lässt sich nicht in Jahren bemessen. Was also?

Gegen Liebe spricht, mit welcher Leichtigkeit der Wichser uns das Mädchen in die Hände gespielt hat. Was soll das alles?

Wenn es keine Liebe ist, aber ihr Foto auf seinem Nachttisch steht, dann vermutlich, weil er sich beim Schlafengehen zum Anblick dieses engelsgleichen Gesichts einen runterholt. Und dieser Gedanke, noch mehr als die Möglichkeit, dass bei den beiden Liebe im Spiel sein könnte, lässt mich weißglühende Wut empfinden. Fuck.

Ich ziehe den Ferrari neben den Bordstein hundert Schritte vom Hintereingang der Uniformfabrik entfernt. Diese Gegend gehört mir, aber wenn etwas passiert, ist es klüger, den auffälligen Wagen nicht zu nah am Ort des Geschehens zu parken.

Vorsicht ist in Amerika unbedingt notwendig. In Kalabrien? Nicht so sehr. Dort haben wir die Macht. Die Carabinieri lassen uns in Ruhe, Razzien werden angekündigt, wer ihnen ins Netz geht, ist selber schuld. Hier ist alles anders, aber eine meiner wichtigsten Fähigkeiten ist Anpassung. Ich steige aus, verschließe den Wagen sorgfältig, knöpfe mein Jackett zu und mache mich mit schnellen, aber nicht hektischen Schritten auf den Weg die Straße hinunter.

Einer von Lorenzos Picciotti, ein pickliger Junge namens Carmine, steht in der Nähe des Eingangs Schmiere und nickt mir zu, als ich die Tür aufschiebe.

Es ist dunkel. Im Inneren der Fabrik stinkt es sauer nach schimmlicher Baumwolle und Rattenpisse. Großartig. Warum habe ich diesen Ort ausgesucht? Ich laufe die Treppe nach oben bis in den dritten Stock, der Geruch wird nicht besser. Putz bröckelt von den Wänden. Ich passiere einen weiteren von Lorenzos Männern, der zur Seite tritt, um mich durchzulassen.

Cara O'Brien sitzt auf einem wackligen Stuhl mitten in dem riesigen Saal, der einmal ein Heer von Näherinnen beheimatet hat. Geblieben davon sind zwei in die Ecke geschobene Tische und ein paar umgekippte Stühle. Und der, auf dem Cara sitzt.

Die Hände auf den Rücken gefesselt, die Knöchel mit groben Stricken an die Stuhlbeine gebunden. Irgendwer hat ihr ein dreckiges Stück Stoff, vielleicht einen Schal oder ein Halstuch, ums Gesicht gewickelt, so fest, dass der Streifen in ihren halb geöffneten Mund schneidet. Nass von Speichel. Sie starrt mich an, als ich den Raum betrete, in ihren Augen steht Mordlust.

Das ist interessant. Genauso interessant ist, dass mir bei ihrem Anblick eine ebenso große Wut in die Adern schießt, wie sie mir aus ihren Augen entgegen fliegt. So sollte das nicht sein. Das ist nicht richtig. Cara O'Brien ist ein Pfand, und sie ist wichtig. Wenn ihr verdammter Vater mit seinen Gefangenen umgeht wie mit Dreck, heißt das noch lange nicht, dass wir es ihm gleichtun müssen.

Ich gehe mit fünf schnellen Schritten auf Lo zu, hole aus, meine Faust kracht mit solcher Wucht gegen seine Schläfe, dass er zur Seite taumelt, das Gleichgewicht

verliert und auf die Knie stürzt. Fassungslos stiert er mich von unten herauf an.

„Was, Boss?“

„Habe ich dir gesagt, dass du sie knebeln sollst?“

„Aber sie ...“

Ich schneide ihm mit einer Handbewegung das Wort ab. „Wo ist Bernardo?“ Der alte Haudegen sollte an meiner Stelle mit Lorenzo fahren, um Cara zu holen. Er tritt hinter mich, kauend. „Ciao, Boss.“

„Was soll der Scheiß hier?“

„Die ist ein Biest. Scheiße nochmal. Die hat nicht mal Angst oder so. Wir mussten sie tasern, um sie in den Wagen zu bekommen.“

Ich verdrehe die Augen. „Ihr seid zu zweit und kriegt kein kleines Mädchen in eure Gewalt? Was soll das? Muss ich euch ersetzen?“

Bernardo hebt beide Hände in einer Geste der Entschuldigung, doch in seinen Augen steht kein bisschen Reue. „Wollte nur verhindern, dass sie uns durch die Finger gleitet. Die ist glitschig wie ein Fisch.“

Lorenzo kommt auf die Füße, reibt sich die Wange und hält Abstand zu mir. „Echt, Boss, ich hab noch nie erlebt ...“

Er verstummt, als ich ihn nicht beachte, sondern auf Cara O'Brien zutrete. Immer noch brennt Wut in ihren hellgrünen Augen, aber jetzt, als ich näher komme, auch etwas anderes. Verachtung. Und Angst. Sie hat Angst vor mir. Ich habe vielen Menschen in die Augen gesehen, die Angst vor mir hatten, doch diesmal ist es anders. Ich weiß nicht, ob es mir gefällt oder nicht. Da ist etwas in meiner Brust, ein Gefühl, das ich nicht zuordnen kann. Es ist kein Mitleid, denn Mitleid habe ich mir längst abgewöhnt. Es ist auch keine Reue. Es ist etwas anderes, ich finde keinen Namen dafür. Statt mir weiter darüber Gedanken zu machen, hocke ich mich neben sie, die Ellenbogen auf den Knien, meine Hände baumeln locker zusammengelegt zwischen meinen Beinen.

Sie ist süß. In ihrer Widerspenstigkeit, ihrer Angst, und mit diesem durchgesabberten Stoffstück zwischen den Zähnen, ist sie süß wie ein Glühwürmchen. Gesunde, weiße Zähne. Klare, reine Haut, und ihr Haar ist eine blonde Mähne, die dazu verlockt, hineinzugreifen und zu ziehen. Jetzt, wo ich sie wiedersehe, ist eines sicher: Ich war im Fieberdelirium, denn ich hatte keine Ahnung, wie süß la Lucciola wirklich ist. Ich betrachte sie vom Scheitel bis zu den Füßen und wieder zurück, lasse mir alle Zeit der Welt. Ein Bild formt sich in meinem Kopf, von ihr, von mir, ineinander verschlungen auf dem breiten Bett in meinem Apartment. Wenn ich eine schöne Frau sehe, muss ich sie haben, und Cara O'Brien ist eine der schönsten und interessantesten Frauen, die ich je gesehen habe. Und sie befindet sich in meiner Gewalt. Ich kann mit ihr machen, was ich will. Mein Schwanz applaudiert dieser Tatsache, indem er steinhart wird. Die Angst in ihren Augen besiegt die Mordlust, und sie lehnt sich so weit zurück, wie es die Fesseln und die Rückenlehne des morsch knarrenden Stuhls erlauben.

Der Gestank hängt im Raum. Hier oben ist der Schimmelgeruch trockener, staubiger, dafür ist die Rattenpisse präsenter. Ich hätte mich vorher vergewissern sollen, dass der Ort, an den ich sie bringen lasse, passend ist. Sie soll nicht denken, wir seien Barbaren.

Als ich mich erhebe und in meinem Rücken das Messer aus dem Bund meiner Anzughose ziehe, wimmert sie ein bisschen. Die Scheide, aus der ich das Messer nehme, reiche ich weiter an Lo, dann zeige ich Cara die Klinge. Ihre Augen weiten sich, sie windet sich in ihren Fesseln. Das Wimmern, erstickt von dem dreckigen Knebel, wird lauter, als ich hinter sie trete. Mit den Fingerspitzen berühre ich ihre Haare, die sich anfühlen wie Seide. Ich betrachte sie erneut, lange, jetzt ihren

elegant gebogenen Rücken. Wann habe ich zum letzten Mal eine Frau unter mir gehabt? Ich kann nicht umhin, mir vorzustellen, wie Cara O'Brien vor mir auf den Knien liegt, Hintern in die Höhe gestreckt, meine Hand in ihrer herrlichen Mähne, wie ich ihren Kopf in den Nacken ziehe und sie so hart und tief ficke, dass ihr Stöhnen wie ein Bellen klingt und sie minutenlang kommt. Oder vielleicht nehme ich sie doch nicht von hinten. Was für eine Verschwendung, ihr nicht in die Augen zu sehen, wenn sie kommt. Ich kann dafür sorgen, dass Frauen sich selbst vergessen. Dass sie vergessen, wer sie sind. Ich will den Augenblick erleben, in dem Cara vergisst, dass sie eine O'Brien ist. Ich will hören, wie sie meinen Namen schreit, so lange und so laut, das die Nachbarn denken, ich bringe sie um. Und es wird ein Tod sein, ein kleiner Tod, denn auf der anderen Seite des Ficks wird dort, wo sie zuvor noch ein eigener Mensch war, nur noch einer sein. Ich.

Ich setze das Messer an und durchtrenne das Halstuch, mit dem Lo sie geknebelt hat.

Sie atmet japsend auf.

„Jetzt sind wir quitt“, sage ich ruhig, die Finger immer noch in ihren Haaren. Ich trete wieder um sie herum. Verachtung glänzt in den türkisfarbenen Pupillen. Ich kann sehen, wie sie mit sich kämpft, mir etwas entgegenzuschleudern. Ich mag Frauen, die sich an ihren Platz in meiner Welt fügen. Die sich auf den Rücken legen, wenn ich es von ihnen verlange, und die Beine spreizen, ohne zu argumentieren. Ich mag keine Frauen, die herumzanken, ich habe dafür keine Zeit.

Doch als Cara O'Briens Blick jetzt in meinen fällt, bin ich mir einer Sache vollkommen gewiss. Der einzige Grund, warum sie nicht loswettert, ist, dass sie sich ihrer Stimmbänder nach einer wer weiß wie langen Zeit mit Knebel im Mund nicht sicher ist. Sie will nicht, dass ihre Stimme schwach klingt. Sie ist in einer beschissenen Lage. Ich weiß, wie sich das anfühlt, denn ich habe es mehr als einmal selbst erlebt, aber sie ist nicht schwach. Das imponiert mir, auch gegen meinen Willen.

„Ich werde dir die Fußfesseln durchtrennen, Cara, dann bringe ich dich woanders hin“, sage ich.

„Zu meinem Vater“, krächzt sie. „Bring mich zu meinem Vater, du ...“

„Shhhh.“ Ich lege einen Finger auf meine Lippen. Ich würde sie auf ihre legen, aber ich will nicht, dass sie mich beißt. „Sag nichts, was ich dich bereuen lassen müsste. Und nein, ich bringe dich nicht zu deinem Vater. Du sollst wissen, dass du ein Pfand bist. Ich finde es fair, dass du das weißt. Damit du sicher sein kannst, dass wir dir nichts tun. Solange du brav bist.“

Bei dem Wort brav lodern ihre Augen auf, dass es mich amüsiert. Sie ist so süß. Ich könnte ein bisschen meine Hand über ihren Körper gleiten lassen, sie fühlen, sie nervös machen. Wenn ihr Körper nur halb so heiß ist wie ihr Haar, wäre sie ein echtes Geschenk.

Ich lasse es bleiben, gehe in die Knie und durchtrenne die Seile, die ihre Knöchel an die Stuhlbeine fesseln.

Als nach dem rechten auch ihr linker Fuß frei ist, holt sie aus. Ich bin zu nah. Ihr Fuß, der in einem ledernen Schuh mit fester Sohle steckt, trifft mich mit unerwarteter Härte an der Schläfe und wirft mich zurück. Weder Lo noch Bernardo eilen mir zu Hilfe.

Bernardo steckt sich seelenruhig eine Zigarette an.

„Hab dich gewarnt, Boss“, murmelt er. Ich möchte ihm die Meinung sagen, aber Cara wirft sich seitwärts vom Stuhl, schafft es irgendwie, auf die Füße zu kommen, trotz der auf den Rücken gefesselten Hände, und startet durch. Nach zwei Schritten packe ich sie, meine Hand in ihren Haaren, zerre sie zu mir herum. Ihre Brust kracht gegen meine Rippen. Angst und Hochmut in ihren wunderschönen Augen, die Lippen ein wenig geöffnet. Sie weicht meinem Blick nicht aus.

„Sowas machst du nicht zweimal mit mir, Schätzchen“, grolle ich sie an. Halb rechne ich damit, dass sie mir ins Gesicht spuckt, aber sie besitzt genug Verstand, es nicht zu tun. Meine Erektion ist geradezu schmerzhaft, so sehr giere ich danach, sie klein zu ficken. Sie hat mir geholfen. Als sie mein nutzloses Leben gerettet hat, kam sie mir vor wie ein Engel. Jetzt ist sie eine unberechenbare Hexe. Die Mischung ist es, die mich kopflos macht. Ich will ihren Widerstand brechen, um ihr anschließend einen Altar zu bauen, vor dem ich ihr huldigen kann. Ich weiß nicht, was ich will. Sie raubt mir den Verstand. Das macht sie zu einer tödlichen Gefahr. An meinem Brustkorb kann ich spüren, wie ihr Herz rast.

„Ich sollte dich hier und jetzt ficken“, knurre ich ihr ins Ohr. Sie zuckt zurück, aber weicht meinem Blick noch immer nicht aus. „Damit du weißt, wer hier die Hosen anhat.“ Ich reiße sie an ihren Haaren herum und stoße sie in Richtung des Ausgangs. „Gehen wir“, sage ich zu Lorenzo. „Ich denke, jetzt hat sie's begriffen.“

## Cara

Tu es. Ich muss mir auf die Lippen beißen, um die Worte daran zu hindern, aus meinem Mund zu fließen. Fick mich. Fick mich hier und fick mich hart, damit es wenigstens einen Sinn ergibt, dass ich dein wertloses Leben gerettet habe, du italienischer Hurensohn. Ich erkenne ihn sofort, obwohl er nur noch vage Ähnlichkeit mit der erbärmlichen Kreatur hat, die verwundet und sterbend am Boden kauerte. Eine Hand in meinen Nacken gekrallt, hält mich der Mann, der mich la Lucciola genannt hat, das Glühwürmchen, den Hoffnungsschimmer in der Dunkelheit, an seinen Körper gepresst. Er ist ein bildschönes Biest. Groß und stark und schlank. Seine Haare so schwarz wie seine Seele, sein Gesicht, scharfe Kanten und harte Winkel, von einer Ebenmäßigkeit, wie sie nur zu einem Engel gehören kann. Ein dunkler Bartschatten liegt auf Wangen und Kinn, eine Erinnerung an das Gestrüpp, das nach mehreren Tagen in der Gewalt meines Vaters sein halbes Gesicht bedeckte. Mein Körper verrät mich, schmilzt in seinen, mein Blut schäumt. Die Hand in meinem Nacken ist pure Kraft und Wärme.

Seit ich neun Jahre alt war, habe ich darum gekämpft, gut zu sein. Geboren als die einzige Tochter des mächtigsten Mannes im Outfit, war mein Weg im Leben vorbestimmt. In meinen Adern fließen Schuld und Tod, doch ich habe beides verdrängt, um ein normales Leben führen zu können. Ich habe gedacht, dass der Dreck in meinen Genen eine Wahl sei. Wie sehr ich mich getäuscht habe! Ich habe es begriffen, schon vor ein paar Wochen in dem dreckigen Folterkeller meines Vaters, als ich eine Wahl getroffen habe, für die ich nun den Preis zahle. Jetzt ist es bittere Gewissheit. Das Böse lebt in mir, eingebrannt in jeden einzelnen Zellkern, verankert in meinen Mitochondrien, so fest, dass ich nie wirklich eine Wahl hatte, und der Mann, der mich la Lucciola nannte, hat es an die Oberfläche gebracht. Ich weiß nicht, ob ich ihm dafür danken oder ihn hassen soll. Aber hassen ist einfacher. Denn für den Hass bin ich geboren.

„Gehen wir.“ Er stößt mich einen halben Schritt von sich, doch sein Griff in meinem Nacken lässt keinen Zweifel. Ein zweites Mal wird es mir nicht gelingen, ihn zu überrumpeln. Wir gehen die Treppe hinunter. Ein Stockwerk. Zwei, drei. Auf dem Weg hinauf in den dritten Stock war ich immer noch halb betäubt von dem Stromschlag, den die beiden Soldaten mir verpasst hatten. Jetzt nehme ich alles wahr, meine Sinne übersensibel. Die Staubschicht auf dem Boden, die Löcher in den braun verkrusteten Fenstern. Den Gestank nach Mäusedreck und Schimmel. Den

Duft meines Folterknechts. Ich sollte ihn nicht riechen können. Nicht bei all dem Dreck, der in der alten Fabrik die Luft schwer macht. Aber ich rieche ihn. Inhaliere ihn. Eine Note geht von ihm aus wie nasser Waldboden und verbrannte Piniennadeln. Es ist ein einmaliger Duft, maskulin, reichhaltig, so fehl am Platz an diesem Ort, dass ich nicht anders kann und mich unbewusst in seinen Griff schmiege, als er mit mir über die Türschwelle nach draußen ins Sonnenlicht tritt. Ein tiefes Lachen grollt durch seine Brust. Natürlich merkt er es. Ich habe den Eindruck, dass es kaum etwas gibt, das diesem Mann verborgen bleibt.

„Endlich verstehen wir uns.“ Seine Stimme hat Finger. Finger, die meinen Körper bereisen, wie es zuvor sein Blick getan hat. Sie streicheln meine Arme, meinen Nacken, meine Brüste. Liebkosen dort, wo Adrenalin und Wut mich feucht und weich gemacht haben. Ich zweifle nicht mehr. Ich hasse ihn. Hasse seinen Duft, hasse den Klang seiner Stimme, die so durchsetzt ist von seinem Akzent, dass er selbst in seinem Lachen klingt. Ich hasse ihn, weil ich vor Gier nach ihm und seinem verfluchten Duft kaum atmen kann. So sollte es nicht sein. Ich bin verlobt. Vor mir liegt ein perfektes Leben nach allen Regeln der Gesellschaft. Ich sollte nicht nass und weich sein und brennen vor Hunger nach einem Mann, dessen harte Augen verraten, dass er ein Mörder ist. Ich hasse ihn so sehr, dass ich kaum merke, wie er mich auf den Beifahrersitz des schwarzen Sportwagens bugsiert, der einen halben Block von der Fabrik entfernt steht. Immer noch sind meine Ellenbogen in meinem Rücken aneinander gebunden. Ein stechender Schmerz fährt mir in die Schultern, als er mich in den Sitz drückt und anschnallt. Es ist alles andere als bequem, so zu sitzen, doch ihm ist es egal. Er hat mich zwar vom Knebel befreit und meine Fußfesseln durchtrennt, aber angeschnallt und mit gefesselten Armen bin ich im Auto keine Gefahr für ihn. Eine Flucht ist unmöglich.

Er umrundet die Schnauze des Wagens, nimmt hinter dem Steuer Platz. Sein Sitz ist ganz nach hinten gerutscht, damit seine langen Beine unter dem Lenkrad Platz haben, seine Finger lang und geschmeidig, als er mit einem Knopfdruck am Armaturenbrett den Motor startet. Ich mache eine Show daraus, aus dem Fenster zu starren, während das nachmittägliche Philadelphia an uns vorbeizieht. Menschen auf dem Weg von der Arbeit nach Hause, oder dabei, ein paar Besorgungen zu machen. Stau an den Ampeln, Mütter mit Kinderwagen warten auf Grün. An der Ecke Chestnut und South 32nd steht ein Hot Dog Wagen, trotz der sommerlichen Temperaturen trägt der dunkelhäutige Verkäufer eine Mütze und einen Schal. Irgendwann fährt mein Entführer auf den 76er Highway auf, dreht den Motor hoch, der Wagen schießt auf die äußerste Spur. Würde ich mit Shane im Auto sitzen, würde ich jauchzen. Geschwindigkeit ist ein Rausch. Mein Kidnapper verlässt den Highway schon nach wenigen Meilen wieder in Richtung Franklin Delano Roosevelt Park. Es ist eine einfache, mittelständische Gegend. Doppelhaushälften und Reihenhäuser mit gepflegten Vorgärten, Basketballkörbe über Garagentoren. Das Klischee der amerikanischen Vorstadtidylle. Vor einem der wenigen einzeln stehenden Häuser drosselt er das Tempo, zieht in die Einfahrt und bleibt vor dem Garagentor stehen. Drei Stufen führen zu einer Haustür mit einem Löwenkopf aus Messing. All das sauge ich in mich auf, während er aussteigt und erneut den Wagen umrundet, um mich zu holen.

„Keine Spielchen, Lucciola“, flüstert er mir ins Ohr, als er sich herabbeugt und mir in den Nacken greift, um mich zum Aussteigen zu zwingen.

Ich schließe die Augen. Ich werde keine Spielchen spielen. Das hier ist kein Spiel, es ist bitterer Ernst. Ein Spiel wäre es, eine Flucht zu versuchen, während seine Hand mich im Klammergriff hält, genau wie seine Präsenz. Aber das wird nicht immer so sein. Irgendwann wird es Nacht werden. Dann werde ich bereit sein. Ich bin keine,

die sich fügt. Ich bin eine O'Brien.

Statt zu klingeln, klopft er den Ring im Maul des Messinglöwen drei Mal gegen die Tür. Ein zweites Auto rollt heran und bremst am Bordstein. Hinter der Windschutzscheibe erkenne ich die beiden Männer, die mich entführt haben, doch auf ein knappes Kopfschütteln meines Bewachers hin bleiben sie im Auto sitzen. Die Haustür wird geöffnet, und zu meiner grenzenlosen Überraschung ist es eine Frau, die im Rahmen steht. Sie ist kleiner als ich. Ihre Haare ein Gewirr aus Pfeffer und Salz, das sie zu einem Knoten auf dem Kopf aufgetürmt hat. Sie trägt eine weiße Kittelschürze über einem geblühten Hemdkleid, und als sie uns sieht, leuchtet ihre Miene für die Dauer eines Herzschlags auf, bevor sie die Hände in die Hüften stemmt und meinen Entführer mit schräg gelegtem Kopf mustert.

„Angelo“, sagt sie, aber es klingt mehr wie eine Frage. Vielleicht auch wie ein Vorwurf. Ich kann es nicht genau sagen, denn ihr Akzent ist zwar weniger ausgeprägt als der von dem Biest in meinem Rücken, aber immer noch deutlich. Angelo. Der Name klingt in meinem Kopf nach. Nur mit Mühe kann ich mir ein bitteres Auflachen verkneifen. Ich kann kein Italienisch, aber selbst ich weiß, was das heißt. Engel. Noch nie war das Schicksal ironischer.

„Ciao, Zia. Ich habe dir einen Gast gebracht.“ Angelo ändert seinen Griff in meinem Nacken, zwingt meinen Kopf in die Höhe, damit ich Zia direkt ansehe. „Sie ist ein bisschen widerspenstig, aber ich bin sicher, dass sie sich bald an ihre Manieren erinnern wird. Nicht wahr, Cara?“

Zias Schnauben erspart mir eine Antwort. „So behandelst du deine Gäste?“ Sie nickt zu meinen Armen, die immer noch gefesselt sind. „Kein Wunder, dass sie dich einen Stronzo nennen. Kommt rein.“ Sie tritt zur Seite, um uns einzulassen. „Möchtet ihr etwas essen?“

„Nur ein Gästezimmer“, wiegelt Angelo ab. So amerikanisch das Äußere des Hauses wirkt, so italienisch ist das Innere. Terrakottafliesen auf dem Boden, eine Halle mit geblühten Gardinen vor den Fenstern und einem großen Esstisch in der Mitte. Ein Trockenblumenstrauß steht auf einer rustikalen Anrichte. Vor der Terrassentür erkenne ich Kübel mit Geranien und Petunien.

„Du kennst dich aus. Fühl dich wie zu Hause.“ Unsere Schuhsohlen knirschen auf den rauen Fliesen. Über eine Treppe geht es hinauf ins Obergeschoss, dann einen langen Flur hinunter. In das zweite Zimmer auf der linken Seite führt er mich. Es ist ein helles, freundlich eingerichtetes Gästezimmer, mit Blick auf den Garten und dann weiter zum Park. Ein Ahorn steht unweit der Hausmauer und bietet Schatten, durch das angekippte Fenster strömt der Duft von Rosen. Angelo lässt mich los. Ich weiche mit einem Satz vor ihm zurück, drehe mich um. Es ist besser, seinem Feind ins Gesicht zu sehen, statt ihn im Rücken zu haben.

Sein Mundwinkel verzieht sich zur Karikatur eines Lächelns. Selbst dann noch sieht er atemberaubend aus. Wild, mit den kaum verheilten Narben über seinen Augen, den dunkelgoldenen Augen und dem Bartschatten. Gefährlich. Und schön.

„Wenn du mich nicht lässt, kann ich dir deine Fesseln nicht abnehmen.“

„Mein Vater wird dich rösten. Das, was ich in dem Keller gesehen habe ...“ Eine Strähne meines Haares hat sich gelöst und kitzelt mich an der Wange. Ich kann sie nicht zurückstreichen, also versuche ich, sie mir aus dem Gesicht zu schütteln. Ich hoffe, es wirkt wie eine verächtliche Geste. „Das war nichts. Er wird dir die Eier abschneiden und sie dir in den Rachen stopfen. Er wird dir die Haut bei lebendigem Leib von den Gliedern reißen und sie über offenem Feuer rösten, bis es in ganz Philadelphia stinkt wie auf einem Schlachtfest. Diesmal wird er dir die Augen auskratzen, nicht nur an den Schädel nähen, und weißt du was? Ich werde ihm eigenhändig die Nadeln dazu in die Hand legen.“

Das Lächeln auf seiner Miene vertieft sich. Weil er weiß, wie sehr es mich schmerzen würde, mitanzusehen, wenn Dad das mit ihm macht? Sehr langsam schlägt er den Aufschlag seines Jacketts zurück, zieht das Messer im Rücken aus seinem Hosenbund. Der Scheißkerl trägt einen Anzug, der so perfekt an ihm sitzt, als wäre der Stoff ihm auf den Leib geschneidert worden. Armani, was sonst.

„Du hast eine blumige Fantasie, das muss man dir lassen.“ Er macht einen Schritt auf mich zu. Ich weiche zurück. Zwischen uns fließt die Luft zäh wie Melasse. Ich kann den Blick nicht vom Messer nehmen. Glänzender Stahl, poliert zur Perfektion. Die Schnalle seines Gürtels spiegelt sich in der blitzenden Klinge. Er ist groß und schlank und bewegt sich wie eine Katze. Noch einen Schritt geht er auf mich zu. Wieder weiche ich zurück. Ein Tanz. Ein Reigen aus Angst und Wut. Er führt. Ich folge. Bis mein Rücken an das Fenstersims stößt. Es ist nur ein kleiner Stoß, trotzdem macht mein Herz einen Satz, entweicht mir ein leises Wimmern. Ich kann nicht weiter zurück.

„Dreh dich um, Lucciola.“ Er steht vor mir, so nah, dass ich seinen Atem auf meiner Wange spüre. Mein Blick fällt auf seinen Mund, diese Lippen, die ein Kosewort aussprechen können, als sei es eine Drohung, die weich aussehen und fest zur selben Zeit. Seine Forderung malt Bilder in meinen Kopf von all den Dingen, die er planen könnte, für die er von mir verlangen würde, mich umzudrehen. Mein Körper will jedes einzelne dieser Dinge und hunderte mehr, und er will sie mit ihm. Dann ruckt mein Blick zu dem Messer in seiner Hand. Mein Verstand erinnert mich daran, wie ich ihn gefunden habe, nachdem mein Vater seinen Spaß mit ihm hatte. Angelo hält das Messer nicht erhoben, bedroht mich nicht offen, aber die Warnung ist da, liegt fest in seiner Hand. Es gibt nichts, was ich tun kann. Langsam drehe ich mich um. Noch näher bringt er seinen Körper an meinen, streift mit dem Mund mein Ohr. „Es ist sehr einfach, weißt du.“ Ich spüre den kalten Stahl des Messers an meinen Handgelenken. Mit einem leisen Ratschen gibt die erste Fessel nach. Kaum merklich fährt er mit der flachen Seite der Klinge an meinen Unterarmen entlang, während er weiterspricht. „Dein Vater hat mir etwas genommen, was sehr wichtig für mich ist.“ Er durchtrennt die Fessel um meine Ellenbogen und meine Arme fallen an meine Seiten, dann tritt er noch einen Schritt näher auf mich zu, bis ich an meinem Rücken etwas Hartes spüre. Bis ich seine Hitze durch meine Kleidung fühlen kann. Mein Atem stockt.

„Also nehme ich ihm etwas, was ihm wichtig ist. Bis ich meinen Schatz zurückhabe, gehört sein Schatz mir. Du hättest es leichter haben können. Du hättest mich in diesem Loch verrecken lassen können. Aber du hast es nicht getan. Damit hast du unser Schicksal besiegelt.“ Sein Atem, heiß und herb wie Rache, flüstert über meine Haut. Mir wird schwindelig. Meine Arme brennen und kribbeln, weil das Blut zurück in die Adern strömt, und ich trete von einem Bein aufs andere. Da ist zu viel Spannung in mir, zu viel Wut und zu viel Angst. Im selben Augenblick wird mir klar, dass seine gefährlichste Waffe nicht das Messer ist, von dem ich nicht einmal weiß, wo es sich jetzt befindet. Auch nicht die Pistole, von der ich mir sicher bin, dass er sie irgendwo an seinem Körper trägt. Seine gefährlichste Waffe ist das harte, heiße Stück Fleisch unter der trügerischen Sicherheit von Armani, das er an meinem Hintern reibt, während seine Worte mir den Atem nehmen. Er hat Recht. Unser Schicksal ist besiegelt.

„Destino“, flüstert er mir ins Ohr, so leise, dass ich ihn kaum höre. Aber ich verstehe ihn. Mein Körper versteht ihn, alles, was weiblich und weich in mir ist, versteht ihn. Meine Brüste sind geschwollen und schwer, die Hitze zwischen meinen Schenkeln kaum erträglich. Aber das ist nicht der Grund, warum ich ihn verstehe. Der Ort des Begreifens sitzt tiefer, ganz tief in mir, wo ein dunkler, böser Kern ein Leben lang

darauf gewartet hat, ausgegraben zu werden.

„Schicksal. Glaubst du an Schicksal, Cara mia?“

In mir schreit es. Ich will mich an ihn drücken, mich an ihm reiben und stoßen, bis das Lodern in meinem Inneren ein Ende findet. Aber ich tue es nicht. Wer als erster nachgibt, hat verloren. Mit schierer Willenskraft bringe ich meinen Atem dazu, gleichmäßig und ruhig zu gehen.

„Du hast mich gerettet. Jetzt können wir nicht mehr zurück. Wenn du wegläufst, werde ich dich töten. Wenn du dich widersetzt, werde ich dich ficken, bis du deinen Platz in dieser Welt verstehst. Wenn du brav bist und folgsam, wirst du in meiner Erinnerung auch dann noch Lucciola mia bleiben, wenn du längst zurück bei Daddy bist.“ Sein Zeigefinger findet meinen nackten Arm, streicht daran hinauf, über meine Schulter, in meinen Nacken, streift die Haare von meinem Hals, bis meine Kehle entblößt ist und sein Wispern zu einem Kuss wird, mit dem er meine Halsschlagader streift. Hinter meinen Augen brennt es. Ich wusste nicht, was Hass bedeutet, bis Angelo mir zeigt, was Begehren ist.

„Deine Wahl, Cara mia.“ Zu schnell, als dass mein Kopf es begreifen kann, lässt er von mir ab und tritt zurück. Es ist mein Körper, der die Distanz als Erstes versteht, das Fehlen seiner Nähe, die Kälte, die seine Hitze hinterlässt. Seine Schritte entfernen sich von mir.

Ich zwingen meine Arme dazu, reglos an meinen Seiten zu hängen, zwingen meine Beine, sich nicht zu rühren. Ich stehe da. Gerade, aufrecht, starre aus dem Fenster. Ganz die Tochter von Patrick O'Brien, die Prinzessin des Philadelphia Outfits. Die Zimmertür klappt. Die Kletterrosen, die die ganze diesseitige Mauer des Hauses zieren, erfüllen den Raum mit ihrem betörenden Duft. Ich habe die dichten Ranken von der Einfahrt aus gesehen. Wenn ich das Fenster öffne und hinausgreife, kann ich das Rosengitter berühren. Ich klammere mich an den Gedanken. Er ist das Einzige, was mich davon abhält, Angelo nachzusehen. Dort vor mir, liegt der Weg in die Freiheit.